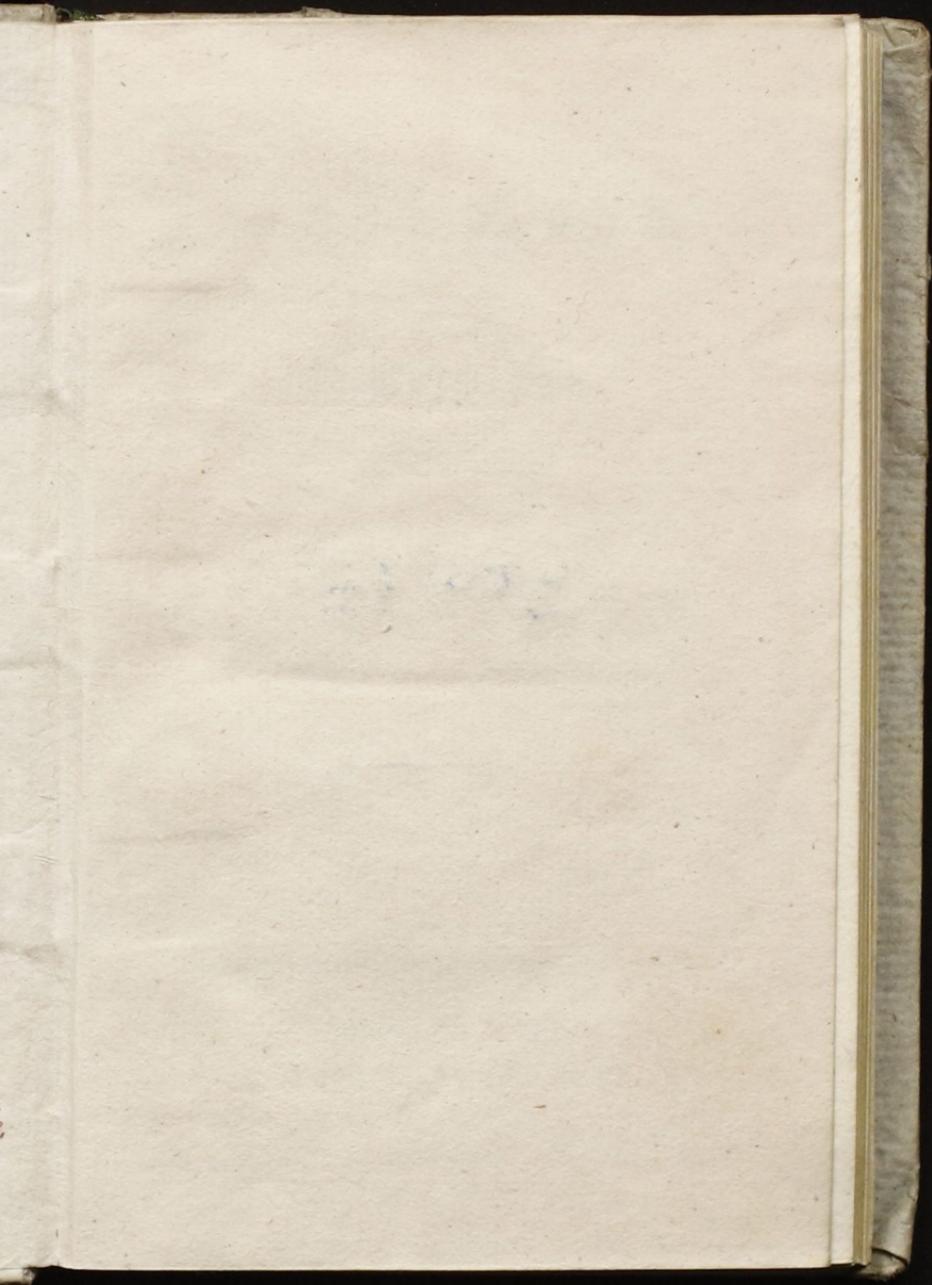


54

3312

E. f. 226.







Frink's Sohn.

Eine Geschichte.

— Simulachra videre

Mille ac mille hominum, facile est: sed rarus

ubique

Verus homo.

Kopenhagen und Leipzig.

Bey Carl Krdgen. 1788.



Goe 1754 (1)
[Carl Heinrich Krögen]

240,293

An
Henriette Mariane Viertel,
in
Kopenhagen.

* 2





Ihnen liebe Freundin, der ich so gerne einen Beweis meiner Achtung (die ich gleich von Anfang unserer Bekanntschaft gegen Sie gehegt habe) geben wollte, widme ich dieses Büchlein. Freilich ist dies nur ein kleines Zeichen derselben, aber Sie wissen ja daß ein armer Autor nichts bessers zu geben hat, als gedruckte Bogen. Daß Sie weit bessere Schriften dieser Art gelesen haben werden, glaub ich sehr gerne, denn einem Meißner, einem Jünger, einem Anton Wall, und andern großen Männern, darf ich mich nicht an die Seite stellen, aber zufrieden werde ich seyn, wenn

Ihnen die Geschichte meines Frinks
eine frohe Stunde schafft, oder doch
wenigstens die sanften Arme des Mor-
pheus einwiegt.

Wie glücklich wär ich, dürfte ich sagen:

Wenn einst nach still verseufzten Leiden
Ein leichter Grabe : Hügel mein Gebein
Bedecket — o so mögen diese Blätter
In Ihrem Herzen mir ein bleibend
Denkmal seyn.

im December 1787.

R.

Vorrede.



Vorrede.

So wenig sonst Vorreden gelesen werden, und so ungerne ich sie schreiben, so nöthigt mich doch hier der Titel dieser Geschichte dazu.

Ohngefähr vor anderthalb Jahren, hatte ich den Einfall die Geschichte der

* 4

Famig

Familie Trint von Herrn Prof. Meißner, fortzusetzen. Ich mußte dazumal noch nicht genau daß Herr Prof. Meißner Verfasser davon war; es wurde mir aber von einem Freund gesagt, wenn ich die Fortsetzung unternähme, ich doch erst an Herrn Prof. Meißner diesermwegen schreiben sollte, weil er gewiß glaubte daß er Verfasser des ersten Theils sey. Ich that's, erhielt aber keine Antwort, und nun glaubte ich das Buch, wonach häufig gefragt wurde, fortsetzen zu dürfen, weil entweder der Verfasser gestorben, oder nicht erkannt seyn wollte, (denn daß der Herr Prof. Verfasser desselben sey, schien mir unwahrscheinlich, weil ich mir doch wenigstens, wenn es so gewesen wäre, ei-

ne

ne Antwort vermuthete.) Ich arbeitete nun an dem Manuscript, und kündigte es im Meiß Catalog unter dem Titel, Fortsetzung der Geschichte der Familie Frink an. Aber kaum hatte Herr Prof. Meißner dieses gelesen, als sein Autorstolz erwachte, und er im 1ten Stück der Literatur und Völkerkunde von 1786. eine Nachricht einrücken ließ worinnen er den Verleger des 1ten Theils Hrn. Buchhändler Wengand in Leipzig in groben Ausdrücken beschuldigte, daß er mir die Fortsetzung des Frink aufgetragen habe, daß er meine Fortsetzung für unächt erkläre, und daß er selbst das Werk complett liefern würde. Zugleich entschuldigte er sich daß er drückender Geschäfte wegen, mir

nicht hätte antworten können. Wenn er mir nur in ein paar Zeilen sein Vorhaben gemeldet hätte, so würde ich von dem Meinigen gleich abgestanden seyn, und es wären keine Streitigkeiten entstanden. Herr Weyland vertheidigte sich als ein ehrliebender Mann, der so unschuldig als die Sonne war, welches ich auch hiermit öffentlich bezeige, daß weder Herr Weyland an mich, noch ich an ihn diesermwegen geschrieben habe. Indessen kam ich bey dieser Sache zu kurz, das Manuscript war fertig, und schon schon zu drucken angefangen, die fertigen Bogen waren daher Maculatur. Ich änderte nun den Titel nebst den Plan der Geschichte, behielt aber doch die Nahmen Nebra, Bineck

Wineck und Wilhelm, die im ersten Theil der Irinkschen Geschichte vorkommen bey. Und nun erscheint dieses Buch als ein Roman für sich, der auf den ersten Theil keine Beziehung hat. Es ist freilich auch im Anfange ein Stück aus dem ersten Theil wiederholt, nemlich wer Wilhelms Vater war, der Tod seiner Mutter, des Edelmanns, und die Flucht des Vaters. Ich hätte dieses auch ändern können, aber denn wäre meine erste Arbeit ganz umsonst gewesen, weil ich nichts davon hätte brauchen können.

Nun noch etwas von meinem Helden selbst.

Wil

Wilhelm Frink dessen Geschichte hier erzehlt wird, hat einen guten Charakter, die beste Anlage zur Tugend, hat ein leises Gehör, fürs Wohlstandige, und Gefällige. Er ist biegsam, dienstfertig, edel, mitleidig, sanftmüthig, und wünscht gern alle Menschen zufrieden zu sehen. Er beleidigt nicht vorseßlich, vergiebt auch gern wenn er beleidigt wurde. Er achtet keine Unbequemlichkeit, wenn es auf das Glück oder Unglück eines Menschen ankommt. Er verehrt Tugend und Religion, und sucht sein größtes Glück darinnen; würde es auch finden, wenn nicht Schwachheiten die seinem Charakter eigen sind, ihn zu Fehlern verleiteten, wodurch er nie zu einem wahren Glücke kommen kann, wenn er

er nicht in Zeiten mit seiner Vernunft dar-
über wacht. Die Liebe scheint er nur auf
der guten Seite zu kennen, denkt nicht an
ihre Gefahren, und verkennt oft den red-
lichsten Warner. Er vergiftet dabei sei-
nen Verstand zu gebrauchen, und nur die
in der Jugend genossene gute Erziehung
und seine Freunde retten ihn vom Ver-
derben. u. s. w.

Schlüßlich ist noch mein Wunsch, daß
Alle die diese Geschichte lesen, keine Lanz-
geweihe haben, und daraus einige Moral
schöpfen möchten. Sollte man Fehler
entdecken, so ersuche ich alle Leser ihr Ur-
theil über den Autor nicht zu hart ergehen
zu lassen, eine gleiche Bitte habe ich auch
an

XIV

an alle Recensenten. Glimpfliche Zurech-
weisung werde ich mit Dank annehmen,
und mich in der Folge darnach richten.

Kopenhagen.

1787.

C. K. gen.

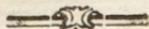


I.



I.

„Willst du denn mein Sohn seyn,“?
fragte Nebra den kleinen Wilhelm,
und der Knabe lächelte so freundlich, küßte so
innig die Hand seines Wohlthäters, und sagte,
ach gern, von Herzen gern. Wie soll ich aber
diesen Herrn, (auf Wineck zeigend) nennen? „
Vetter, Bruder, Freund, wie du willst, ant-
wortete dieser. „Wohl denn, sagte Nebra,
sey von nun an mein Sohn. Sey geliebt
von mir wie von einem Vater, erzogen unter
meinen Augen, und wenn du den Hofnungen,
die ich mir jetzt von dir mache, entsprichst, so
will ich dafür sorgen, daß du nicht die Last
U der

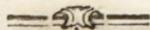


der drückenden Armuth fühlen sollst. Wilhelm lächelte, als ob er ihn recht verstanden, und küßte ihm die Hand. —

Wo Wilhelm herkam, und wer Nebra und Wineck war, muß ich meinen Lesern erst kürzlich erzehlen.

Wilhelms Vater war der Einwohner eines Dorfes, welches einem Junker gehörte, der nicht den besten Charakter besaß. Frink hatte ein niedliches junges Weibchen, die der Junker gern zu seinen niedrigen Absichten gebrauchen wollte, und daher allerley Wege einschlug, um sein schändliches Vorhaben auszuführen. Bereits waren ihm alle Unternehmungen auf die Tugend dieser jungen Bäuerin mißlungen, war oft beschämt worden, ließ aber dennoch nicht nach, dasjenige zu erreichen, was er suchte. Durch erkaufte Bösewichte ließ er des ehrlichen Frinks Wohnung abbrennen, wodurch dieser am Bettelstab kam. Mit der Miene des größten Mitleidens

both

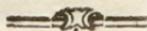


both er der verarmten Familie Geld und Beystand an, um sich dadurch die Liebe der Frau zu erwerben, aber noch blieb ihre Tugend unerschüttert, sie widerstand mit der Herzhaftigkeit eines starken unternehmenden Mannes, entgieng allen Verführungen des Junkers, und blieb nur ihrem Mann, den sie über alles liebte, treu.

Da Frink das Geld des Junkers auf keinen Fall annahm, und doch auch in den elendesten Umständen war, so faßte er den Entschluß, seine Felder zu verkaufen, von diesem Dorfe mit Frau und Kind wegzuziehen, und sich von den gelösten Gelde in einer andern Gegend niederzulassen, und anzubauen.

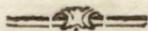
Kaum erfuhr dies der Junker, als er durch Hülfe seines Helfershelfers eine noch größere Bosheit als die erste war, ausführte, um allen diesem zuvorzukommen, und doch am Ende seinen Endzweck zu erreichen. Frink wurde mit List in eine Werberstube gelockt,





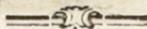
man schwatzte ihm allerley schöne Sachen vor, dieses und ein Glas Brandewein über den Durst, that die Wirkung, daß er in Zeit von einer Stunde Soldat war. Halb todt vor Schreck eilte seine Frau zum Junker, wirft sich zu seinen Füßen, und bittet um die Loslassung ihres Mannes. Dies war's was der Bdschwitz wünschte. „Sieh hier, sagte er, und führte sie an ein Fenster, durch welches sie sehen konnte, wie ihr Mann von den Werbern gemißhandelt und fortgeschleppt wurde, sieh deinen Mann, er ist ohne Rettung auf immer für dich verlohren. Willst du aber dich meinem Willen ergeben, so will ich gleich nachschicken und den Werbern alles für seine Loslassung anbiethen lassen.“ Er gab auch sogleich Befehl, daß dieses geschah. Die arme Frau sank bey diesem Anblick in Ohnmacht, und befand sich nach ihrem Erwachen in des Junkers Arme und seiner Lüste Beute. Der Junker bezahlte die Summe die die Werber

ber



ber verlangten, wies Frink ein Häuschen an, wo er wohnen sollte, und nun schien es ihm, als hätte er die herrlichste That vollbracht. Frink gieng mit seinem Weibchen freudig zu Hause, suchte sie immer aufzumuntern, aber vergebens, düstre Schwermuth begleitete das allzu gefühlvolle Weib auf jedem Schritt den sie that: So sehr ihr Mann auch in sie drang ihm den Grund ihrer Betrübniß zu sagen, so war es doch vergebens, ihr Herz blieb verschlossen, und ihr Mund versprach nur selten Besserung.

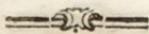
Ohngefehr sechs Wochen, nachdem dieses mit ihr und dem Junker vorgefallen war; wollte Frink wie gewöhnlich des Morgens auf seine Arbeit gehen, und ihr ehe er fortgieng, einen Abschiedskuß geben. Sie hielt ihn dabey fest, und entdeckte ihm mit thränenden Augen, daß sie schwanger sey. Frink war darüber vergnügt, dachte sich in Gedanken zu seinem Sohn nun eine junge Tochter zu bekommen,



und suchte seine Frau auch aufzuheitern, aber sie blieb schwermüthig und wurde es immer mehr, je näher sie ihrer Niederkunft kam.

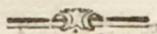
Aus allen Discursen, die er mit seiner Frau führte, konnte er wohl merken, daß niemand anders als der Junker Schuld an ihrer Traurigkeit sey. Er entschloß sich daher, die Sache zu untersuchen. Doch er hatte keine weitere Untersuchung nöthig; bald war durch folgende schreckliche Szene alles vor seinen Augen hell und klar.

Noch hatte der Junker noch nicht die dritte Tasse Chocolate ausgeschlurft, als Frink unangemeldet, unangepocht in sein Zimmer trat. Guten Morgen gnädiger Herr, sagte er, verzeihen Sie, daß ich so geradezu hereintrete, Sie werden dieses aber einem alten treuen Diener nicht übel deuten, und um so viel mehr werden sie nicht böse seyn, da die Sache die ich Ihnen vorzutragen habe, wichtig ist, und keinen Aufschub leidet. Meine Frau
die



die schon seit geraumer Zeit schwanger war und wie ein Schatten herumwandelte, liegt jetzt auf den Tod und erwartet ihr Ende, kann aber nicht eher sterben, bis sie Ew. Gnaden vorher gesprochen hat. Sie beschenkte mich gestern mit einem jungen Sohn, der zwar frisch und gesund ist, aber der Mutter kost' das Leben; noch einmal bitte, beschwör ich sie, eilen sie zu ihr, und versagen nicht den letzten Dienst einer Sterbenden, die sie so sehr darum bitten läßt. Der Junker wollte Anfangs nicht gehen, aber Frink sagte, seine sterbende Frau habe ihm etwas zu entdecken was sein Leben betraf, wovon er aber weiter nichts zu sagen wüßte. Der Junker wurde dadurch aufmerksam und versprach gleich zu kommen. Frink wartete vor seinem Hause, bis der Junker kam, und nun führte er ihn in ein kleines finsternes Stübchen. Hier sah er ein dürftiges Bett mit noch dürftigern Vorhängen, und nicht weit von der Thür

H 4 einen

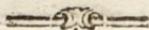


einen Schemmel bedeckt mit einem weißen Tuche.

Der Junker trat zuerst hinein, Frink folgte ihm auf den Fuß, langte unter dem Tuche welches über den Schemmel gebreitet war, eine Pistole hervor, und setzte sie dem Junker auf die Brust, dieser wollte nach dem Fenster eilen und um Hülfe rufen, aber Frink zog ihn zurück, zog den Hahn des Gewehrs auf, und sagte mit gemäßigter Stimme. „Du bist augenblicklich des Todes, wenn du nur einen Laut mehr von dir gibst; sieh diese Pistole ist scharf geladen, und zerschmettert dich, ehe noch das zweite Wort um Hülfe aus deinem Munde geht; wirst du mich aber geduldig anhören, und mir aufrichtig auf meine Fragen die ich dir vorlege, antworten, so kann vielleicht alles gut gehen. Steif und ohne Leben wie eine Bildsäule, stand der Junker vor Frink, seine Augen waren starr auf das tödtliche Werkzeug gerichtet, das ihm jener vorhielt. Was
forderst

forderst du von mir, stammelte er endlich zitternd heraus. Daß du mich anhörst und mir die Wahrheit sagst. Von der Zeit an da du mich von den Werbern befreystest, trug meine Frau eine Schwermuth mit sich herum, die ich nicht zu ergründen wußte, und die mir das Leben verbitterte. Vor einigen Tagen kam sie mit einem jungen Sohne nieder, ich glaubte ihre Schwermuth würde sich verlieren, aber sie wuchs nur mehr. Heute wie ich auf mein Feld an meine Arbeit gegangen war, wurde mir so ängstlich ums Herz. In der Meynung ob wohl ein Unglück vorgefallen wäre, eilte ich zu Hause, fand alles offen, aber nirgends mein Weib und meine Kinder, ich suchte umher und fand endlich diesen Brief, nimm, und ließ! —

Mit zitternden Händen nahm der Junker den Brief, und laß.



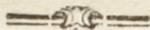
Einzig, mir theurer, liebster Mann!

„Vergieb mir, wenn ich mich jetzt heimlich von einer Wallfahrt mit dir abreisse, deren Ende ich dir wider Willen erschweren und verbittern mußte. — Wenn du diese Zeilen vielleicht mit kaltem Erstarren ließt, hab ich hier ausgelitten, und werde es hoffentlich dort nicht, wenn anders der, der vergeben kann und will, auch mir vergiebt. Vergieb auch du deiner leidenden Gattin, wenn sie Linderung im Tode suchte, ich litt viel, litt für dich — Junker Elwing ist mein Mörder — Jene drei schreckliche Tage die du unter den Werbern zubrachtest, bracht ich noch qualvoller in seinen geilen Armen zu — Seine höllische List siegte. Als ich meiner Sinne unbewußt war, schändete mich der Bube; seine Gewalt, und die Begierde dich zu retten, erhielt mich ihm, als mein Bewußtseyn wieder zurückkehrte. — Dies ist's, was ich dir lebendig nie gestand, und was mich verzehrte.

— Du

— Du wurdest frey, aber ein unaussprechlicher Jammer umschlang mich. Ich wollte sie schon längst brechen, diese Fesseln, aber ich fühlte mich Mutter — Ha von wem Mutter? — Oft zuckte ich schon das Messer, zu morden mit mir die Frucht des Elenden, aber da dacht ich, es ist Fleisch von deinem Fleisch — thu es nicht, flüsterte es mir ins Ohr — Ich gebahr und blieb lebendig, und der Gedanke des Todes entstund von neuem in mir. Ich vermochte nun nicht länger zu harren. — Ich bin nicht werth des Ehebettes dessen Treue ich brach, nicht werth des Lebens. Erbarme dich meiner o Gott, sey meiner Kinder Mutter, meines Mannes Tröster und Freund, und der verzeihende Vater für meine Seele — Leb wohl liebster Mann. Meine Kinder sind bey unserm Nachbar, ich sagte, indem ich sie verließ, ich wollte bald wiederkommen, und Wilhelm sagte wie ich weggieng, komm bald wieder liebe Mutter; und fast hätte ich mich ver-

rathen



rathen — Leb noch einmal wohl, kannst du meinen Körper für Schande schützen, so sey dies meine letzte Bitte — „

Bist du fertig Vbsewicht? frug jetzt Frink, und bist du dessen schuldig wessen mein unglückliches Weib dich anklagt?

Der Junker voll entschlicher Ungewisheit, was er sagen sollte, antwortete, nein, doch — nein ich bins nicht.

Nicht? rief Frink, Gottes gerechte Rache ergreife dich hundertfach, ehe dich die meigne faßt. Sieh hier —

Mit diesen Worten riß er den Vorhang des Bettes auf — Ha! welch schreckliches Schauspiel, das unglückliche Weib lag hier schwimmend in ihrem Blute — In der entblößten Brust sah man die Wunde die bis ans Herz gieng; auf ihrer weißen Brust hoben sich grausend die blutigen Ströme, mit ihrer Hand bedeckte sie ihre Brust, die sie auch im Tode noch zu bedecken scheinen wollte. —

Der

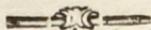
Der Junker floh vor diesem Anblick zwey Schritte zurück, aber Feink riß ihn mit grimmiger Faust vorwärts.

„Wohin Elender? Ist es nicht eben die, die du sonst im Leben so gern umarmtest? Bist du nicht schuld an dieser unglücklichen Scene? Hier auf diese blutige Brust die du sonst so gern entblößt sahst, lege deine Hand und schwöre mir, ob du Schuld an ihrem Tode hast.“

Der Junker vermocht es nicht. „Nun wohl, so büße! Mit eben dem Messer womit sich die Leidende mordete, will ich dich danieder stoßen, ihr Blut sey über dir.“

Bei diesen Worten bohrte er ihm das Messer tief in die Brust, und der Junker sank mit einem lauten Schrey zu Boden, sein schwarzes Blut sprügte hoch aus der Wunde, und floh stromweis auf die Erde, er starb ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Einige



Einige Augenblicke stand Frink da, sah bald auf seine entseelte Frau, bald auf den ermordeten Junker, endlich küßte er den kalten Mund seines Weibes noch einmal, rettete sich durch die Flucht, und entkam glücklich.

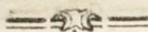
Was übrigens mit den beyden todten Leichnamen geworden ist, können meine Leser mehr als zu gut wissen, ich darf auch hier in der Geschichte nicht zu weitläufig werden. Genug sie wurden beyde begraben, und die Geschichte verbreitete sich bald in die nahen und entfernden Gegenden des Dorfschens.

Frinks beyde Kinder waren also jetzt bey einer Wittbe, die neben Frinks Haus wohnte.

Unter allen Gutsbesitzern weit und breit herum, zeichnete sich besonders ein gewisser Herr von Nebra wegen seines vortreflichen Charakters besonders aus, den ich hier wegen der Folge, zu schildern berechtiget bin.

Er war ein Mann bey dem sich diejenigen Jahre herannaheten, die gewöhnlich alle
Mens

Menschen ernsthaft zu machen pflegen, mit einem Wort, er war einige funfzig Jahr alt. In Gesellschaften sprach er entweder gar nicht oder er stritt, weswegen man ihn nur den Grübler nannte. Er hatte daher nicht viel Freunde, aber diejenigen die er hatte, blieben es auch und sprachen in seiner Abwesenheit noch besser von ihm, als wenn er zugegen war. Er war nicht verheyrathet, hatte Vermögen, ohne damit zu prahlen, er half gern allen Menschen, sobald es nur in seinem Vermögen stand; zu Gaste gieng er wenig, hatte auch bey sich selten Gesellschaft, wo er für sein Geld zehren konnte, war er am liebsten. Er war in verschiedenen Aemtern gewesen, denn er hatte fleißig studiert, war auch Soldat gewesen, aber jetzt war er nichts mehr und nichts weniger als Herr von Nebra. Er hört, auch von diesem Vorfall, und frug gleich, wer sich nun der beyden Kinder annehmen würde, vielleicht die Wittbe, vielleicht die Gemeinde, vielleicht



vielleicht wohl aber auch kein Mensch, war die Antwort. Sein erster Gedanke war dabey, sich selbst der armen Kinder anzunehmen, im Fall es niemand anders thun würde, und Tags darauf ließ er seinen Wagen anspannen, und fuhr selbst nach dem Dörfchen, um sich nach den Kindern zu erkundigen. Wie er dahin kam, führte ihn der Weg bey dem Kirchhof vorbei, er befahl zu halten, stieg aus dem Wagen und besah die Leichensteine. Ein Wimmern an dem äußersten Ende des Kirchhofs, machte ihn aufmerksam, er gieng hin, und fand bey einem niedrigen noch frischen Grabe einen kleinen Knaben weinend sitzen; Was machst du hier Kleiner? frug Nebra.

Knabe.

Ich rufe meine Mutter, die sie hierher gelegt haben, und gar nicht wiederkommen will.

Nebra.

Die wird dir schwerlich wiederkommen, denn wenn sie hier liegt, so ist sie gestorben.

Knabe.

Knabe.

Ja so sagen die Leute auch, aber ich kanns gar nicht begreifen, denn sie war noch vor kurzem so frisch wie ich, und nun ist sie weg, und mein Vater ist auch weg, und mein junger Bruder auch, und die andern Kinder wollen nicht mit mir spielen, und spotten mich aus.

Nebra.

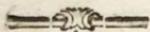
Warum thun sie denn das?

Knabe.

Weis nicht warum, aber sie schämen sich, wenn sie mit mir spielen sollen, laufen dann fort, schimpfen mich, und schimpfen auch meine Mutter und meinen Vater. — O liebe Mutter komm, komm doch zu deinem Wilhelm wieder, ich will auch nun recht folgen, will recht still seyn, ganz für mich spielen, will auch warten, bis das Essen kommt, wenn mich auch noch so sehr hungert, will dich gewiß nie ärgern — O komm doch liebe Mutter.

B

Nebra.



Nebra.

(Dem die Thränen aus den Augen rollen.) Armer Knabe du bist noch so klein, und leidest schon so viel. — Aber wo ist denn dein Brüderchen?

Knabe.

Er wurde gestern von einem Manne weggeholt, der so wie unser Pfarrer angezogen war. Der Mann soll weit her seyn.

Nebra.

Aber wo bist du denn jetzt?

Knabe.

Ich bin noch bey unserer Nachbarinn, wo mich meine Mutter hinbrachte, und bald wiederzukommen versprach.

Nebra.

Wie heißt du Kleiner?

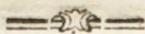
Knabe.

Wilhelmchen wenn ich fromm bin, sonst nur Wilhelm.

Nebra

Nebra nahm den Knaben auf und küßte ihn. Führe mich doch hin zu deiner Nachbarin, oder was sie sonst ist.

Der Knabe lief vor ihm hin, und führte ihn zu seiner Pflegemutter. Nebra frug die Frau, welche ihm erst allerhand aus Feincks Geschichte erzählte, wer ihr die Kinder anvertrauet habe, und bekommt zur Antwort: die Gemeinde. Den kleinsten habe gestern ein Pfarrer zu Dieskirchen mit zu sich genom: und versprochen zeitlebens für ihn zu sorgen, weil er selbst keine Kinder habe. Wenn ich nun diesen hier (auf Wilhelmen zeigend) auch zu mir nähme, frug Nebra, wärs denn die Gemeinde zufrieden? I warum denn nicht, sagte die Frau; ich will gleich zum Obristen gehen, der das Gut geerbt hat, und es ihm sagen. Nebra blieb so lange da, bis sie wieder zurück kommen würde, statt der Frau aber kam ein Bedienter der ihn einlud außs Schloß zu kommen. Er gieng hin, und da



er den Obristen von alten Zeiten her kannte, so war die Sache im kurzen abgemacht. Nebra nahm den kleinen Wilhelm zu sich im Wagen, und so fuhr er nach Selventhal, wo er wohnte, mit ihm ab.

Jetzt wissen nun meine Leser, wo unser Held, der kleine Wilhelm herkommt, auch wissen sie etwas von Nebra, aber noch hab ich nicht gesagt, wer Bineck war, den ich im Anfang gleich erwähnte, und den Wilhelm frug, wie er ihn nennen sollte, ich will dieses auch kürzlich erzählen:

Nebra war ein Mann der gern die Welt sehn und kennen lernen wollte, und da er Geld genug hatte, konnte er es auch gerne thun, sein größtes Vergnügen war das Reisen, er wählte dabey mehrentheils die ordinaire Post, und da er einstmals von Braunschweig nach Hamburg reisen wollte, kam er in der dortigen Landkutsche, in eine besondere Gesellschaft untereinander, sie bestund aus eis-

nem

nem Juden, einem Officier, einem ledigen, und einem verheyratheten Frauenzimmer mit ihrem Manne, und einem jungen Menschen, den man etliche zwanzig Jahre schätzen konnte. Die Gespräche die auf dieser Postkutsche vorfielen, waren verschieden, theils sad, theils komisch, theils interessant, und theils eckelhaft, wie es denn da herzugehen pflegt. Unter allen aber zeichnete sich der junge Mensch von zwanzig Jahren, an Bescheidenheit, edler Denkungsart, und naiven Einfällen am mehresten aus. Von Station zu Station verringerten sich die Passagiers, so daß Nebra und der junge Mensch am Ende allein auf dem Postwagen waren. Nebra frug verschiedenes, bekam aber allemal nur kurze Antworten. Denn der junge Mann schien nicht einem jeden gleich aufs Wort zu trauen, und war daher immer zurückhaltend. Durch die Nachlässigkeit des Postillions der einen unbekanntem Weg durch den Wald gefahren war, zer-



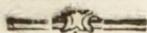
brachen sie das eine Rad am Wagen. Nebra und der junge Mann mußten sich also so lange in einer Schenke die nicht weit davon lag, begeben, und so lange warten, bis ein ander Rad herbengebracht wurde. Hier war es, wo sie näher mit einander bekannt wurden. Das Wirthshaus war elend, und die Stube die sie sich geben ließen, mehr einem Loch ähnlich. Nebra ließ von seinem Weine den er bey sich auf der Reise hatte, herbenbringen, und ihre Zungen wurden geskäufiger. Sie wurden vertraut und wirkliche wahre Freunde, Vineck, (denn kein anderer war es) erkannte in Nebra den braven, edlen Mann, und wohlthätigen Menschenfreund, und Nebra fand in ihm den gefühlvollen jungen Mann, den er so lange gewünscht und vergebens gesucht hatte. Vineck erzählte seine Lebensgeschichte *) auch Nebra erzählte vieles
aus

*) Diese ist apart gedruckt, unter dem Titel
Carl Vineck eine Erzählung 1787.

aus seinem Leben, und that Vineck endlich den Vorschlag mit zu ihm zu reisen, und in seiner Gesellschaft zu leben, so lange es ihm anstehen würde. Vineck wollte lange das An-erbiethen nicht annehmen, aber Nebra ließ nicht eher nach mit Bitten, bis jener ja sagte.

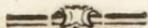
Vineck reiste nun mit auf Nebras Guth, war sein vertrautester Freund, und nie ge-seute es ihm die Bekanntschaft mit diesem Edlen gemacht zu haben.

Entwürfe und Ausführungen von Ver-besserung der Nebraischen Güter, Aufsuchen und Vinderung des Unglücks in den benachbars-ten ländlichen Hütten, Gutes thun und Freu-den an der schönen Schöpfung und an dem Wachsthum ihrer Kenntnisse, waren die Hauptbeschäftigungen dieser beyden Freunde. Es ereignete sich, daß Vineck einem benach-barten Fräulein gefiel, und gewiß mit ihr sein Glück gemacht haben würde, auch botß ihm Nebra Geld und Vorspruch bey ihren



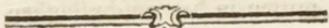
Estern an, aber Wineck sagte: Mein lieber Freund, eine edle Dame wird mich nie fesseln, ich verbleibe meiner verstorbenen Friederike getreu, und es wäre schlecht, da ich so ein seltenes Glück einen wahren Freund gefunden habe, solches zu verscherzen, da ich nicht sicher wäre, ob ich je so glücklich wieder sehn könnte.

Dies war der Mann, dem Nebra den kleinen Frink zur Aufsicht übergab, sehn sie Wineck, rief er, indem er Wilhelmen aus dem Wagen hob, einen neuen Hausgenossen, und wie ihm Nebra die ganze Sache erzählte, hatte der Kleine auch gleich Winecks ganze Zuneigung. Ich übergebe Ihnen diesen Kleinen ganz zu Ihrer Aufsicht, bilden Sie einen Mann aus ihm wie Sie selbst sind, und er wird gewiß glücklich seyn. Ueberdies will ich ihm noch eine Summe von einigen tausend Thalern vermachen, die er bey meinem Tod erhalten soll. Sollten wir nicht manche vernügte



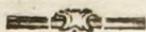
gnügte Stunde mit dem Jungen haben? sollten wir uns, lieber Vineck, nicht freuen, wenn wir die Pflanze von unsern Händen gepflegt aufschießen, blühen, und Frucht tragen sähen, die so nah am Verwelken war? Gewiß lieber Nebra, sagte Vineck, und küßte den kleinen Wilhelm.

Nachdem ich nun diese kleine Ausschweifung gemacht habe, die mir meine Leser verzeihen werden, und die ich doch machen mußte, so fahre ich in Wilhelms Geschichte weiter fort.



II.

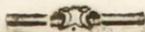
Die Sorgfalt und Mühe dieser beyden Edlen gieng jetzt dahin, wie sie aus dem kleinen Wilhelm ein gutes und brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ziehen wollten. Hauptsächlich aber nahm es Vineck über sich den Kleinen zu bilden. Täglich und stündlich



war er um ihn, und wich nie von seiner Seite, und durch sein gefälliges leutseliges Betragen, brachte er es bald so weit, daß ihn der Kleine wie einen Vater verehrte und liebte. In allen seinen Spielen und kindischen Discursen nahm er den wärmsten Antheil.

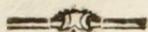
Die Stunden des Unterrichts waren nicht abgemessen. Wilhelm sollte nicht zu der Stunde dieses und zu einer andern Stunde jenes begreifen lernen. Wineck fand nichts unnatürlicher als dies, er quälte Wilhelmen nicht mit Sachen, wozu er nicht die geringste Lust bezeigte, mitten in den unschuldigsten Spielen lernte er mehr, als andere im stundenlangem Unterricht wozu sie gezwungen werden. War es ein schöner Morgen, so giengen sie im Garten, oder aufs Feld, und sahen das schönste Schauspiel der Natur, den Aufgang der Sonne.

Sieh, sagte denn Wineck, wie sich die Farben der Schöpfung aufhellen, wie Hügel und Thäler sich aus der Finsterniß lösen, wie alles
im



in der Natur laut wird; wie auch der kleinste Wurm den jungen Tag begrüßt, wie die Lerche sich eilig mit ihren Flügeln in die Luft arbeitet, um dem Schöpfer ihr Morgenlied zu stimmen. Dies ist das Schauspiel, wo unser forschendes Auge die unsehbare Gottheit findet, wo unsre Seele von Erstaunen durchdrungen wird, und voller Entzückung ihrem Körper, die Hände zusammen zu falten, und seinem Munde aus Ehrfurcht zu verstummen gebieten muß. Fühle das himmlische Entzücken, das dieses herrliche Schauspiel über dich verbreitet, und beklage deine Mitmenschen, die nie auf Werke des Schöpfers gesehen, deren Augen nichts als Finsterniß deckt, die die schönsten Freuden die seligen Vergnügen in ihr nicht kennen.

Feyerliche Natur, für mich bist und bleibe
du Himmel auf Erden! Ich werde nie ermüden
in dir mit heiliger Andacht zu wandeln, werde,
wenn ich auf deine Anhöhen steige, und meine
Augen



Augen bald Grenzen finden, denken, daß dein Schöpfer noch weiter sehen könne, werde, wenn ich im Thal am friedlichen Bache sitze, denken, daß ein Menschenalter eben so das andere verdrängt, als eine Welle die andere fort treibt. —

Wenn mich auch gleich kein marmorner Pallast umschließt, wenn mich nur ein niedriges Dach für Kälte und Regen schützt, so genieß ich Wonne genug bey deinem Anblick. Wenn die Großen an prachtvollen Tafeln speisen, und mir mein Schicksal nur einen Tisch auf der Erde bereitet, mit Speisen die mich sättigen, so bin ich doch glücklicher, denn ich labe mich an deiner schönen Schöpfung, Allmächtiger! Wenn auch oft meine Seele mit tiefer Melancholie beladen ist, so verfühnen mich doch bald die zahllosen Freuden deines Weltbaues — Siehst du Wilhelm, so schöpft man aus der Natur Vergnügen, aber auch Lehren,

Lehren, sie hat Freuden, sie giebt uns aber auch Lehren für unser ganzes Leben.

Wilhelm war so gerührt, daß ihm die Thränen über die Backen flossen, — und nun giengen sie zu Hause, um diese Materie weiter fortzusetzen.

Wineck ließ Wilhelm immer frey handeln, er war aber dabey ein sorgfältiger Beobachter auf allen seinen Wegen. Wineck glaubte, daß es besonders nöthig sey, erst die Anlagen eines Kindes zu ergründen, ehe man zu der Entwicklung derselben mitarbeiten könne. Ich halte dies auch für richtig, denn wenn man Entwürfe mit einem Kinde macht ehe man weiß, ob das Kind auch Anlage dazu hat, so kann ohnmöglich etwas Gutes herauskommen und gemeinlich sind die Entwürfe mit den Anlagen des Kindes ganz verschieden.

Wineck fand daß Wilhelm etwas zu lernen Lust hatte. In keinem Fache war er aber begieriger und aufmerksamer zu hören und zu lernen,

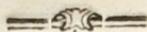
lernen, als in der Naturgeschichte. Oft wenn er ihm aus diesem oder jenem Schriftsteller was vorlas, so war er ganz Ohr, freute sich, und wünschte nur auch Sprachen zu können, um die Autores selbst für sich zu lesen. Die Nachahmungsfucht, die in der frühen Jugend alle Leeren der werdenden Seele ausfüllt, und zu ihren Vortheilen am meisten be trägt, machte Wilhelm bald alles leicht, er begrif eine jede Sache bald und genau, und machte in kurzem große Fortschritte —

Herr von Nebra hatte seine herzliche Freude an dem Knaben, und oft wenn er ihm etwas erzählen mußte, und sahe wie der Kleine alles so mit Scharfsinn zergliederte, wie lebhaft seine Theilnehmung bey allen edelmüthigen Beyspielen war, so umarmte er Winck, mit den Worten: ich hätte Wilhelm keinem bessern Mann anvertrauen können, als Sie; er bildet sich ganz nach Ihrem Charakter, wird eben so edel als Sie es sind; dann küßte er auch

auch Wilhelmen, und befahl ihm immer brav zu seyn und Binecken zu folgen.

Ich bin hier nicht willens eine ganze Erziehungs-geschichte zu schreiben, weil sie vielleicht viele unserer alten und jungen Pädagogen nicht approbiren würden. Auch hab ich nicht Einsicht genug zu beurtheilen, ob Binecks Erziehungsart die beste war, oder ob Wilhelm nicht vielleicht eine bessere hätte haben können, alles dieses überlasse ich einsichtsvollen Erziehern. Indessen ist es meine Pflicht zu erzählen wie die Sache war. Da es aber vielen Lesern nicht angenehm seyn möchte, wenn ich mich lange bey Kinderjahren aufhielte, so will ich hier mehrere Jahre zusammenziehen.

Nebras Gut war in der ganzen Gegend eines von denen, welches die beste Lage hatte, es war schön aber nicht prächtig, man hatte die schönste Aussicht, denn es lag hoch an den Ufern eines Flusses. Nicht weit vom Hause lag der Garten, durch welchen man in ein kleines
Fühles

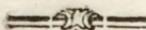


Kühles Gehölze kam, hinter demselben präsentirte sich eine schöne Wiese, an deren einen Seite eine Anhöhe war, von welcher man zur Rechten weit hinaus Bäume, Gebüsch, Häuser und eine breite Landstraße am Wasser erblickte, zur Linken aber sah man über fruchtbare Felder, und blumenreiche Wiesen, und die Thurmspitzen der Residenz hervorragen; das Auge wurde hier auf die angenehmste Weise überrascht und geweidet. Hier war es, wo Vinea mit Wilhelmen häufig hinwandelte. Ein schönes immer neues Gemälde, welches weder Lehrer noch Schüler satt wurde, war hier täglich zu sehen; des Morgens die prachtvolle aufgehende, und des Abends die in hochwogendem Strome verschwindende Sonne. Auch im Winter und bey trübem Wetter war hier doch der Anblick der trauenden Natur schön.

Vinea war mit Wilhelmen nie müßig; hatte er zu Hause seinen Unterricht genossen, so

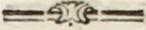
so gieng er mit ihm aufs Feld, oder auf die Landstraße, oder sie arbeiteten im Garten, pflanzten, säten, pflropften, u. d. gl., so daß Kenntnisse von allen Dingen im vollen Maaß für Wilhelmen zu genießen waren. Und so nahm er denn von Tage zu Tage an Wissenschaften und Beredlung seines Herzens zu, welches letztere dereinst viel von ihm hoffen ließ. Auch an körperlichen Schönheiten fehlte es ihm nicht, er war gut gewachsen, hatte starke Glieder, und ein volles rundes Gesicht; nicht leicht konnte ihm etwas schaden, denn er wurde nicht verjährt. Laufen, springen, baden, auf Bäume klettern, u. d. gl. stärkte seine Glieder ohne Ausnahme, in gleichem Grade. —

Wilhelm war jetzt 15 Jahr alt, hatte nach seinem Alter schon viele Kenntnisse, und sein munteres fröhliches Herz machte ihm alle Dinge leicht; mit jedem Worte zu lenken, mit jeder finstern Miene zu erschüttern, war er ein Muster kindlichen Gehorsams. Jetzt glaubte



Vineck daß es Zeit sey, ihn auch mit der Welt näher bekannt zu machen. Noch war er nicht weiter gewesen, als in ein paar benachbarten Dörfern, deren Prediger mit Nebra gut Freund waren.

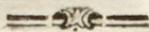
Große glänzende Gesellschaften waren ihm daher ganz unbekannt, weil Nebra ebenfalls kein Freund davon zu seyn schien; man stelle sich daher das Erstaunen Wilhelms vor, als er in die Residenz kam, wo ihm Nebra in Vinecks Gesellschaft hinzureisen die Erlaubniß gegeben hatte. Ihr Absteigequartier in der Residenz war bey der Schwester des Herrn von Nebra. Frau von Wangenheim (so war ihr Name) lebte seit sechs Jahren als Wittbe mit ihrer einzigen Tochter von 16 Jahren, allein. Sie nährte ihren Geist mit den besten Romanen, welche nur die Leipziger Messen lieferten. In ihrer Jugend nannte man sie die Krone aller Schönen, sie war am Hofe der Fürstin Kammerfräulein gewesen, und hatte dazumal

—  —

dazumal manchen an den Siegeswagen ihrer Reize gespannt. Nun war sie 40 Jahr, und mußte meist allen Anspruch auf Schönheit und Reiz fahren lassen. —

Sie gieng um nicht ganz aus der Mode zu kommen oft in Gesellschaft, auf Bälle und Concerts, hatte auch selbst dann und wann Gesellschaft bey sich, ausserdem war sie etwas stolz, sonst aber eine gute wohlthätige Frau, der man nichts anders als Gutes nachsagen konnte.

Vineck und Wilhelm wurden von ihr auf das beste und freundschaftlichste empfangen, und Beyden wies man ein Zimmer an, welches für sie in Bereitschaft stand. Hier war nun volle Weide für Wilhelms Wißbegierde. Man führte ihn in die größten Kunstkabinette und Sammlungen, und oft brachte er bey gefälligen Künstlern und Handwerkern ganze Stunden zu. Kamen sie zu Hause, so erklärte ihm Vineck alles Gesehene aufs genaueste



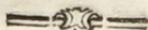
und so sammelte Wilhelm leicht und mit Vergnügen Kenntnisse auf Kenntnisse. Unter solchen Beschäftigungen vergieng Beyden die Zeit auf das angenehmste.

Noch war Wilhelm in keine Kirche gekommen, weder zu Hause, noch jetzt in der Residenz. Wir dürfen dem guten Vineck dieserwegen keine Vorwürfe machen. Es schien ihm von je her höchst unvernünftig, wenn Eltern ihre Kinder schon in der zartesten Jugend, ohne daß ihnen die Absicht davon auf eine edle Art erklärt worden war, oder ihr Verstand an irgend etwas hätte Antheil nehmen können, zwangen, zwey Stunden ohne sich zu bewegen, in der Kirche auszuhalten, er hatte dabey die Bemerkung gemacht, daß solche junge Leute, wenn sie ihr eigener Herr wurden, die Kirche gar nicht besuchten. Nach Vinecks Plan, geschah dies mit einer gewissen Feyslichkeit, und wochenlanger Vorbereitung. Er machte ihn mit den besten Gesängen unse-

rer

zer Kirche bekannt, und erklärte ihm darinnen die dunkeln Stellen; er übte seine Aufmerksamkeit indem er ihm einige kurze, aber faßliche Aufsätze aus den besten Predigten vorlas. Er gieng alsdann mit ihm zu einem Prediger, der ein Freund des Hauses der Frau von Wangenheim war, dieser hielt mit ihm täglich eine Erbauungstunde, stellte ihm das Glück eines reifern und zum Nachdenken geschickten Verstands nachdrücklich vor, und empfahl ihm die Pflicht der Aufmerksamkeit in Religionsfachen, als eine vorzügliche Eigenschaft eines tugendhaften Menschen. Daß nach solchen Vorbereitungen Wilhelms Eintritt in die Kirche selbst für ihn sehr rührend sey, und daß es auf sein Herz den größten Eindruck machen mußte, können sich meine Leser leicht vorstellen.

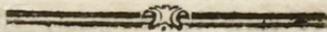
So stolz auch sonst die Frau von Wangenheim war, und so sehr sie auch alles verachtete was keine Ahnen zählen konnte, so ents

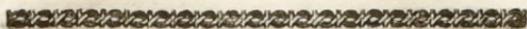


schloß sie sich doch jetzt Dineck und Wilhelm mit in ihre Kirchkapelle zu nehmen. Der nächste Sonntag war dazu festgesetzt. Wie sehr freute sich Wilhelm darauf, wie oft zählte er die Tage und Stunden, die er noch ehe der Sonntag kam zu überleben hatte, die Frau von Wangenheim lachte oft, wenn sie seine Freude sah, mit der er eine Sache erwartete, die sie für ganz alltäglich hielt. Endlich kam der für Wilhelm so erwünschte Tag, er war früh auf und wartete lange ehe der Wagen vorfuhr. Auch dieser kam, und Frau von Wangenheim, ihre Tochter, Dineck und Wilhelm, langten in der Kirche an. Wilhelm war ganz Ohr, wie er eines der schönsten Lieder mit Begleitung der Orgel, von einer ziemlich großen Anzahl von Menschen, singen hörte, er wurde so sehr vom Gefühl der Dankbarkeit gegen den Schöpfer durchdrungen, daß ihm heiße Thränen über seine Wangen rollten, noch mehr rührte ihn die schöne Predigt des
 jenigen

jenigen Geistlichen, der ihm die Erbauungsstunden gegeben hatte. Ohne Bewegung sah er starr auf den Mann, der die vortreflichsten Glaubenswahrheiten mit einer freundlichen einnehmenden Stimme lehrte. —

Wie der Gottesdienst aus war und Bineck mit Wilhelm aufs Zimmer kamen, fiel letzterer seinem Lehrer um den Hals. Tausend Dank mein bester Bineck, sagte er weinend, tausend Dank für das Vergnügen daß Sie mir heute gemacht haben — die Thränen hemteten seine Sprache. Bineck küßte ihn, und ward über das starke Gefühl Wilhelms äußerst gerührt.





III.

Liebe ist das Glück der Welt
 Ihre Zauberkraft erhellet
 Kummervolle Tage.
 Jeden Schmerz versüßet sie
 Wandelt um in Harmonie
 Alle Trauerklage.

Es ist unumgänglich nöthig daß ein junger Mensch wie Wilhelm, so wie sein Bart zu wachsen, und er selbst sich immer mehr den Jahren des reifern Alters zu nähern anfängt, auch bald das süße Gebot der Liebe in sich selbst empfinden muß. Auch bey Wilhelm fand sich dieser Trieb jetzt nach und nach ein, und wurde durch den Umgang, mit vielen jungen Frauenzimmern die bey der Frau von Wangenheim und ihrer Tochter öfters Besuche ablegten, noch stärker angefaßt. Henriette die Tochter der Frau von Wangenheim,

ein

ein gutes sanftes Mädchen, hatte schon oft, durch einen zärtlichen Blick, durch einen Druck der Hand, oder durch kleine Gefälligkeiten Wilhelmen zu verstehen gegeben, daß sie ihn liebe, aber er verstand diese Sprache der Liebe noch nicht. Henriette als ein Frauenzimmer in einer Residenz die schon in der großen Welt eine Rolle zu spielen anfing, war darinnen mehr bewandert, Wilhelm hingegen mußte dieses nach seiner Erziehung die er genossen hatte gänzlich unbekannt seyn, kein Wunder wenn er alle die zärtlichen Blicke und Gefälligkeiten nicht erwiderte, oder nur als Freundschaftsbezeugungen ansah.

Demohnerachtet fühlte er doch in ihrer Gesellschaft ein gewisses Etwas, das er sich nicht erklären konnte, und das ihm ihre Gesellschaft sehr angenehm machte. Sein Dienst-eifer, seine Wißbegierde und alle seine Unternehmungen, schienen jetzt verdoppelt zu seyn, und eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft

war ihm eine der größten Belohnungen für die mühsamsten Arbeiten. —

So unschuldig keimt oft eine Leidenschaft auf, die durch Hindernisse, Trennungen, oder andere Zufälle die Erde zur Hölle, das Leben zur Ewigkeit, und uns selbst zu Menschenfeinden machen kann.

Es war ganz natürlich daß die Leidenschaft der beyden jungen Leute nicht lange verborgen bleiben konnte. Wineck merkte es zuerst, da er aber das größte Zutrauen zu Wilhelm hatte, und ihre Abreise auch bald heran nahte, so schwieg er stille.

Aber nicht so gut nahm es die Frau von Wangenheim auf, es schien ihr eine Beleidigung ihres Adels, wenn ein armer Bürgerlicher ihre Tochter lieben wollte. Sie dachte schon an alle mögliche Folgen die ein solches Liebesverständnis nach sich ziehen könnte; Vertraulichkeiten der Liebe, Entehrung, heimliche Flucht, Nachreden, Verachtung, aus allen

allen diesen setzte sie sich ein fürchterliches Bild zusammen, bey dessen Vorstellung sie heftig erschrock. Sie ließ ihre Tochter vor sich kommen, und untersagte ihr allen vertraulichen Umgang mit Wilhelmen, und in dem Eifer des Verbots — legte sie ihren Stolz so weit an den Tag, daß sie ihr seine niedrige Geburt als eine Ursache vorrückte, warum ihr so ein schlechter Umgang gar nicht erlaubt sey: auf den Uebertretungsfall, der schon in einer Berührung der Hände bestand, setzte sie eine Verbannung aus der Stadt zur Strafe; auch gegen Vinetz äusserte sie, daß er auf seinen Ebeben die strengste Aufsicht dieserwegen haben sollte. Aber hierdurch wurde die Sache nur schlimmer, Frau von Wangenheim bedachte nicht daß harter Widerstand aus kindischer Freundschaft wahre Liebe verursachen werde.

Auf Henrietten, die schon wirkliche Liebe in sich fühlte, that dies Verboth eine sichtliche

liche

liche Wirkung; sie war traurig, stille, niedergeschlagen, und hatte immer Kopfschmerz. Ihre Lebhaftigkeit verschwand, sie sprach nur mit halben Worten, beantwortete alle Fragen kurz, oder gar nicht. Ihre Mutter argwöhnte daß das Verbot die Ursache ihrer Veränderung sey; da sie sich aber gar nichts merken ließ, auch in seiner Gesellschaft ganz kalt gegen ihn war, so gab sie ihre Vermuthung auf, und dachte daß sie ihn wohl verstanden, und ihre Gründe gegen eine solche Liebe, für wahr befunden habe.

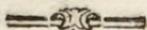
Wilhelm wunderte sich jetzt sehr über das Betragen Henriettens, da ihm noch kein ähnlich Verbot gegeben worden war, so konnte er sich gar nicht vorstellen, wodurch diese geschwinde Aenderung bey Henrietten herführe. Gern hätte er sie gefragt, aber er fand keine Gelegenheit sie allein zu sprechen. Dineck ließ ihn nicht von seiner Seite, gieng öfters mit ihm aus, beschäftigte und zerstreute ihn

ihn doppelst, so daß zwar die beyden Verliebten unter einem Dache wohnten, aber doch so gut als durch Länder getrennt waren.

Oft nahm sich Wilhelm vor seinen Lehrer dieserwegen zu fragen, aber er scheute sich, und sein Herz schien ihm zu sagen: deine Liebe zu Henrietten ist dir nicht erlaubt, viels leicht weiß er noch nichts davon, und wenn du ihn selbst aufmerksam darauf machst, so wird er es entdecken, und dich ganz von ihr trennen. Seine Empfindungen die sich in seinem Innersten so vielfältig durchkreuzten, nahmen so eine Wendung, daß er beschloß Henrietten heimlich zu sprechen und sie um die Ursache ihrer Aenderung zu fragen.

Seine bisherige Neigung die bis jetzt noch eingehüllt in seinem Herzen gewesen war, wagte, ihre Hülle ganz abzuwerfen, er ward ungeduldig, und sann auf Mittel seine heimliche Unterredung ins Werk zu setzen. —

Wäh-

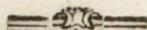


Während dieser Zeit daß Wilhelm täglich Projekte machte seinen Zweck zu erreichen, der doch nicht so leicht zu erreichen war, bekam Vineck vom Herrn von Nebra einen Brief in welchem er ihm schrieb, „daß ihm zwar die Zeit jetzt ziemlich lang würde und er wohl wünschte daß sie wieder zurückkommen möchten, indessen aber wenn er glaubte daß der Aufenthalt in der Residenz Wilhelmen noch nützlich seyn könnte, so möchte er gerne noch da bleiben so lange er zu bleiben Lust hätte, im letztern Fall würde er wohl selbst dahin kommen, theils um seine Schwester einmahl zu besuchen, theils aber auch, um in ihrer Gesellschaft zu seyn.“

Vineck machte seinem Eleven diese Nachricht bekannt, und bestimmte in acht Tagen die Abreise. Daß Wilhelm hierüber heftig erschrock, können sich meine Leser leicht vorstellen, seine Leidenschaft war jetzt so stark empor gewachsen, daß sie alle andere Dinge
in

in ihm ersieckte. Sonst war ein flüchtiger Wunsch, ein inneres unbestimmtes Verlangen, ein wirklicher Schmerz, wenn er mit Henrietten nicht konnte allein seyn, alles gewesen: aber jetzt suchte er ihr verstohlen süße Blicke zuzuwerfen, war unruhig wenn er seinen Zweck nicht erreichen konnte mit ihr zu sprechen, wenn er auf sein Zimmer kam nahm er das erste beste Buch, sah starr darauf, und Henriettens Bild schien vor ihm zu stehn, bald warf er das Buch weg, nahm an dessen Stelle Kupferstücke, und jede Vorstellung eines weiblichen Portraits, hatte in seinen Augen etwas ähnliches mit ihr. Am längsten verweilte er bey einem Roman in welchem die Heldin so vortheilhaft geschildert ward, daß er sie gleich zur Henriette umschuf und sich an die Stelle ihres Liebhabers wünschte.

Durch dieses hin und hertreiben seiner Leidenschaft, und durch die überhäuften Geschäfte



schäfte wurden seine Nerven so stark angegriffen, daß sie bald erschlafften, und er kränzlich wurde; indessen schien es von keiner Bedeutung, aber jetzt da ihm Bineck die Abreise ankündigte wurde er den zweyten Tag darauf bettlägerig; hatte der Brief die Schuld, oder war es wirklich eine in ihm versteckte Krankheit die ohnedem auch ausgebrochen wäre, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Den dritten Tag zeigte sich das Fieber.

Henriette erschrock bey dieser Nachricht heftig, immer wußte sie unter diesem oder jenem Vorwande zu Wilhelmen zu kommen, und war so besorgt, daß sie ihn alle Augenblicke frug, ob er wolle Arzney, oder Wasser, oder sonst etwas haben. Bald lag er mit dem Kopf zu tief, bald zu hoch, bald war er zu wenig, bald zu viel zugedeckt. Machte er die Augen zu als ob er schlief, gleich war sie stille, und wehete den Fliegen daß sie ihn
vom

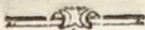
vom Schlaf nicht aufwecken sollten. Wurde es dämmerig, so suchte sie so lange zu verhüten daß kein Licht kam, bis man keinen Zin-
gerbreit mehr vor sich sehen konnte, und da bekam denn Wilhelm einen feurigen Kuß der ihm durch alle Nerven fuhr. —

Henriettens Besuch war Wilhelmen so unerwartet, daß er sich kaum zu freuen wagte, er stammelte etwas her, war verlegen, und ängstlich, und wußte nicht was er machen sollte.

Vinedt fand in Henriettens Besuchen nichts böses, er freute sich über ihr gutes theilneh-
mendes Herz, und es war ihm sogar angeneh-
m, daß sie ihm Gesellschaft leistete, weil er immer allein um Wilhelmen war. Hen-
riettens Mutter war bey solchen Gelegen-
heiten, ganz von ihrem gewöhnlichen Cha-
rakter verschieden; wenn einer ihrer gering-
sten Dienstbothen krank wurde, so gieng sie selbst zu ihm frug nach seinem Befinden, und

D

ließ



ieß es an nichts fehlen; daher erlaubte sie auch jetzt Henrietten, daß sie Wilhelmen besuchen durfte, wenn sie selbst nicht zu ihm gieng. —

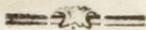
Auf diese Art war Henriette fast immer bey ihm, pflegte seiner, las ihm vor, wobey sie jede liebevolle Stelle mit einem nachdrücklichen Ton bezeichnete, und mit den feurigsten Blicken begleitete. Wilhelm gewöhnte sich bald an diese geheime Sprache, so daß sie sich beyde in Vincés Gegenwart die heißesten Liebesversicherungen gaben, ohne daß er auch nur das Geringste davon bemerkt hätte.

Wilhelms gute Natur, die Kunst des Doktors, die Arzneyen, und gute Verpflegung, noch mehr aber die feurigen Küsse Henriettens, besiegten bald die Krankheit, und nach Verlauf von drey Wochen konnte er schon aus einem Zimmer ins andre gehn.

Die Mutter hatte das Verboth bey Henrietten nicht wieder verneuert, daher giengen
die

Die beyden Verliebten wie vorher mit einander um, und ihre Neigung wurde täglich durch kleine Gefälligkeiten, und Vertraulichkeit genährt. Und warum sollte Wilhelm nicht die größte Zuneigung zu ihr haben, da er bey Gelegenheit seiner Krankheit, so deutliche Beweise ihrer Liebe gegen ihn, hatte? da sie keinen Verdruß achtete, wenn sie nur bey ihm seyn konnte? die Zwangsfesseln wurden auf beyden Seiten mehr und mehr abgeschüttelt, dafür hüllten sie nun ihre Leidenschaft in das Gewand der Heimlichkeit.

Herr von Nebra hatte sich selbst auf die Reise nach der Residenz gemacht, weil ihm Bineck auf seinen Brief antwortete, „daß Wilhelms Unpäßlichkeit ihren Aufenthalt verzögerte.“ Der edle Menschenfreund war darüber vergnügt daß er seinen Zögling jetzt wieder munter erblickte, und beschloß nunmehr selbst auch eine Zeit da zuzubringen.



Wilhelms Neigung zu Henrietten, konnte einem Menschenkenner wie von Nebra war ohnmdglich verborgen bleiben, wenn ihr auch nichts davon gesagt worden wäre. Legteres aber geschah von Bineck selbst. Die beyden Redlichen dachten wie der Sache auf eine gute Art zuvorzukommen wäre, und von Nebra glaubte daß es gut sey, die jungen Leute zu trennen. „Es ist besser, sagte er, daß man Beyde von einander entfernt, ehe ihre Seelen so in einander geschlungen sind, daß sie ohne zerreißende Schmerzen gar nicht können getrennt werden; man verwohnt sich in allen Dingen nur gar zu bald, und Liebenden scheint die geringste Entfernung eine schreckliche Verbannung. Besser jetzt, als später, die Wunden der Jugend heilen bald, wie Blattern, oft lassen sie nicht einmal Narben zurück:

Wil,

Wilhelms Kenntnisse waren durch Vinecks Unterricht so gewachsen, daß er fähig war seine akademische Laufbahn anzutreten.

Was soll die Bestimmung des jungen Menschen seyn frug Nebra Vinecken? Diese Frage beantwortete letzterer damit:

Eltern und Vorgesetzte haben bey der Bestimmung ihrer Kinder und Untergebenen hauptsächlich dieses zu beobachten daß sie die Neigungen und Fähigkeiten derselben prüfen, darnach den Ausschlag geben, und sich übrigens durch keine Vorstellung von Ehre und Schande oder Vortheil darinnen irre machen lassen. Glückt es nicht so haben sie sich denn keine Vorwürfe zu machen, sondern es blos als eine Schickung Gottes anzusehen, der oft aus der größten Unvollkommenheit, Gutes hervorbringt, der oft einen Menschen in einen Stand kommen läßt, wozu er nach unserer Meynung nicht die geringste Fähigkeit besitzt, der aber doch eben das Gute stiftet,

was ein anderer mit mehreren Kenntnissen und Fähigkeiten, oder dieser in einem andern Stande, nicht würde haben thun können. —

Gut, sagte von Nebra, es soll ganz auf Sie ankommen, was Sie aus dem Jungen machen wollen. Da Sie von Jugend auf sein Lehrer waren, auch jetzt sich entschlossen haben, ihn auf seiner Laufbahn zu begleiten, so werden Sie am besten seine Fähigkeiten zu beurtheilen wissen, und nicht nöthig haben Ihren Plan mit ihm zu ändern. —

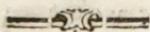
Der Tag der Abreise, wo Wilhelm die Residenz verlassen, mehrere Menschen kennen und größere Kenntnisse erwerben sollte, war festgesetzt. Wenige Tage vorher fiel der Geburtstag der Frau von Wangenheim ein, den sie jederzeit mit einem Traktament, und einem Ball zu feyern pflegte. Wilhelm war mit seinem Lehrer auch dazu eingeladen. Die Gesellschaft war zahlreich und Vergnügen herrschte auf allen Gesichtern, nur Henriette
und

und Wilhelm waren traurig, und zwangen sich lebhaft zu scheinen; der Gedanke in wenig Tagen getrennt, vielleicht auf immer getrennt zu seyn, verbitterte ihnen alle Freude; selbst das Angenehme des Tanzes und der Musik, daran sie sonst Vergnügen hatten, konnte sie nicht aufheitern.

Schon war die Uhr zwölf und die Gesellschaft fing an, sich zu entfernen. Frau von Wangenheim saß fest am Phombre-Tisch, besümmerte sich wenig was um und neben ihr vorgieng, und ließ ihren Bruder sorgen, daß er die Honneurs machte. Aber dieser der davon kein großer Freund war, sehnte sich auch nach Ruhe und indem er von den Anwesenden Abschied nahm, suchte Bineck nach seinem Cleven, konnte ihn aber nirgends finden. Er gieng auf sein Zimmer, sahe daß seine Kleider, Huth und Stock an ihrer gewöhnlichen Stelle befindlich waren, aber von Wil-

helmen konnte er nichts entdecken. Er ging zu der Gesellschaft zurück, sahe sich nach Henrietten um, aber diese war eben so wenig zu finden. Jetzt stieg in ihm der Gedanke auf, daß die beyden jungen Leute irgendwo eine geheime Zusammenkunft haben möchten. Er fing seine Durchsuchungen von neuem an; gieng auf den Gang des Hindergebäudes, und sahe so viel ihm der Schein eines weit entfernten Lichtes verstätten wollte, in einer Ecke, Wilhelmen, wie er seinen Kopf auf Henriettens Schultern gelegt hatte. — „Vielleicht seh ich Sie nie wieder, sagte er weinend, o! der Gedanke verbittert mir das Leben, Sie werden gezwungen einem andern Ihre Hand zu geben, und dann?“ — Thränen hemmten seine Sprache. Henriette tröstete ihn, und sagte sie sey noch viel zu jung, als daß sie ihre Mutter zum Heyrathen zwingen sollte, auch würde sie sie nicht gerne vor sich lassen, weil sie hernach ganz allein wäre.

Sie

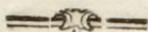


hen, und in diesen zwey Tagen wurde Wilhelm fast nicht aus den Augen gelassen. Alle Mühe Henrietten allein zu sprechen, war vergebens, er wollte schreiben aber auch dieses konnte er nicht, Bineck oder von Nebra war ihm immer zur Seite. Endlich erschien der traurige Tag. Wilhelm war schon reisefertig angezogen als ihn von Nebra zu sich rufen ließ, und ihm folgende sehr schätzbare Ermahnungen und Lehren auf die Reise mitgab: — —

„Gleichwie ich mir vorgenommen hatte dich wie mein eigen Kind aufzunehmen, war auch meine Absicht dich zu einem guten und rechtschaffenen Mitbürger der menschlichen Gesellschaft zu machen, ich gab dir daher einen Lehrer der es gewiß an nichts hat fehlen lassen, was dir nützlich hätte seyn können. Dein Eifer etwas zu lernen, und deine wirklich schon erlangten Kenntnisse ließen mich alles Gute hoffen, da auch dein Lehrer recht wohl mit

mit dir zufrieden war, aber seit einiger Zeit hast du dich gewaltig geändert, bist nicht mehr so fleißig gewesen, hast nicht die Aufrichtigkeit in deinem Betragen geäußert, kurz dein Lehrer hat über dich geklagt, und mir gesagt, daß diese Veränderung von einer Leidenschaft herkomme, die du zu früh in deinem Herzen nährest, ich meyne die Liebe zu Henrietten.“ —

„Dies, lieber Wilhelm, gefällt mir gar nicht, noch mehr da du sie zu verheimlichen gesucht hast. Da du noch viel lernen mußt, ehe du an eine eheliche Verbindung denken kannst, so ist dies um so gefährlicher für dich weil du dadurch an deinem Studiren gehindert wirst, denn die Gedanken an den geliebten Gegenstand womit der Kopf angefüllt ist, macht daß man das Nützlichere vernachlässigt. Wenn du mich also lieb hast und dein Glück nicht verscherzen willst, so suche eine Leidenschaft zu dämpfen, die dich gewiß unglücklich machen würde, wenn du sie länger bey dir nähren



nähren wolltest. Gehe jetzt erst, und sammle dir Kenntnisse; hast du diese erlangt, und du kommst zurück, so will ich selbst dafür sorgen daß du eine anständige Versorgung bekommst, alsdann ist es Zeit dir einen Gegenstand zu wählen, mit dem du alle Freuden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens theilen kannst, dann werde ich dir selbst dazu behülflich seyn.“ —

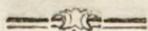
„Jetzt höre noch meine väterlichen Vermahnungen die ich dir als ein Vermächtniß zu deiner nun anzutretenden Laufbahn mitgebe:“

„Du hast bisher aus dem Unterricht deines vortreflichen Lehrers, die unendlichen Eigenschaften eines Wesens kennen lernen, das wir alle verehren und anbethen müssen. Dieses Wesen ist Gott, der Schöpfer und Regierer der ganzen Welt. Du weißt was dieser Gott für alle Menschen, also auch für dich gethan hat. Dies muß dir ein Bewegungsgrund seyn, diesem großen Schöpfer dafür

dafür zu danken und ihn um seinen Beystand anzurufen, daß er dich für alle Gefahren schütze, daß er deine Gedanken lenke, wenn dich die Stimme der Begierden, und des Verführers übertäubt.“

„Religion und Tugend sey daher die Richtschnur, der du jederzeit folgen mußt. Gewöhne dich über dein Herz und über die göttlichen Führungen mit dir im Stillen Betrachtungen anzustellen, so wirst du dabey die Weisheit und Güte Gottes erkennen, bewundern und dabey aufmerksam gemacht werden deine Handlungen für dein künftiges Leben darnach einzurichten. Du wirst wenn du dieses thust nie Zeit zu sündigen bekommen, und wenn du dem Leichtsinn und der Trägheit das erstemal gleich kein Gehör giebst, so wird dir's leicht werden, solche auch das zweytemal zu überwinden.“

„Religion und Tugend befördert unser Glück, und unsre Ruhe, und sichert uns vor
alle



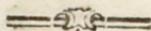
alle Anfälle des Lasters. Die Vorstellungen von Ehre und Schande vor den Menschen, die man demselben gemeiniglich entgegen zu setzen pflegt, thun nur schwache Wirkungen.“

„Laß dich nicht durch die süßen Worte anderer; ich will meiner Jugend genießen in der Zeit, verleiten, in ihre Fußstapfen zu treten, denn dies ist die Sprache der Wollüstlinge. Bedenke allemal daß der Mensch nicht Herr über sein Leben ist, und daß er ihn mitten in seinem wollüstigen Leben von dieser Welt abfordern kann.

Mache Gott keine Vorwürfe, wenn es dir nicht allemal so geht wie du wünschest, und wie du glaubst verdient zu haben; deine Beruhigung sey, daß unter den vielen Millionen Menschen auch nicht einer sey, der frey von Leiden und Ungemach wäre. Tausende können in eben der Zeit da du leidest, noch weit ärgere Prüfungen auszuhalten haben, wobey du gewiß unterliegen würdest. Bedenke daß das Gute
das

das du genossen hast, und noch täglich fortz genießest weit über das Böse geht. Oft wenn du deinem Ungemach oder deinen Leiden nachdenken wirst, so wird sich finden, daß sie Folgen deines Uebermuthes und deines Leichtsinnes seyn; und wenn du auch wirklich nicht Schuld daran hast, so mußt du bedenken daß sie Gott dir schickt, der am besten weiß was du ertragen kannst, und in dessen Willen du dich ergeben mußt. Dein Trost sey das Leben nach dem Tode, die Belohnungen die dir Gott nach überstandenen Leiden schenken wird, dies wird deine Schmerzen lindern; hast du gefehlt, hast du gesündigt, so bitte Gott um Verzeihung, und suche deinen Fehler durch edlere Handlungen zu verbessern."

„Gegen jedermann sey bescheiden und höflich. Höflichkeit ist der Schmuck des Jünglings, durch Höflichkeit in Wort und Mienen kommt auch der Arme durch die Welt, mache aber dabey auch einen Unterschied, brauche dabey



dabey deine Augen und deinen Verstand. In Freundschaftsbündnissen sey behutsam; denn besonders auf Universitäten werden Freundschaften leicht geschlossen, werden aber eben so geschwind wieder aufgehoben, weil die Ursache derselben allemal aus Quellen entspringt, die bald Gleichgültigkeit und Abneigung nach sich ziehen.“

„Bey dem Umgang mit Frauenzimmern sey aufmerksam. Ihr Umgang bildet den Jüngling, aber er führt ihn auch ins Verderben, wenn er nicht Obacht auf sich hat. Es entstehen Leidenschaften, die ihn leicht ins Unglück stürzen.“

„Liebe gegen ein Frauenzimmer ist erlaubt, und kann den Jüngling glücklich machen, wenn sie mit reiferm Verstande gefaßt wird, und sich nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Hast du einen dauerhaften Grund zu deinem künftigen Glück gelegt, so werde ich dir selbst zu einer anstän-

ständigen Liebe behülflich seyn, aber ohne diese Aussicht raubst du dir deine eigene, und auch die Ruhe deines geliebten Gegenstandes, wenn sie durch einen glücklichern Antrag ungehorsam gegen Eltern oder Vorgesetzte seyn muß.“ —

„Ueber die Einrichtung deines Studirens sage ich dir nichts, denn du hast einen Führer und Rathgeber bey dir, den du alles anvertrauen kannst, folge seinem Rath, gehorche seinen Befehlen, so wirst du gewiß dereinst glücklich seyn:“

„Diese Lehren befolge genau, du wirst wenn du sie achten willst, mir dafür danken; Gehe hin, und der Segen den ich dir mittheile begleite dich auf allen deinen Wegen.“

Der Redliche schwieg, küßte Wilhelmen, und verließ das Zimmer. —

Hier stand der arme Sünder wollte Dank stammeln, aber sein Mund vermochte nicht zu sprechen, er wollte die Hand seines Wohl-

Ⓔ

thäters

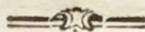
thäters ergreifen und küssen, aber dieser war schon fort, ein heisser Strohm von Thränen machte sein Herz leicht, und Freude über die Gütigkeit Nebras die in seinem Innersten empor wallte, hieß ihm alle Betrübniß bey der Trennung von Henrietten vergessen. Tief in Gedanken versunken stand er noch auf demselben Flecke, als ihn ein Bedienter benachrichtigte daß der Reisewagen bereits vorgefahren sey.

Wie angedonnert stand er bey dieser Nachricht, wollte gehen, und stand wieder. Bittere Thränen entfielen ihm. Er gieng, sein Weg führte ihn bey Henriettens Zimmer vorbei, sie war vor der Thüre, stürzte in seine Arme, weinte, küßte ihn, und lispelte schluchzend: Leb wohl Bester, vergiß Henrietten nicht; dieser letzte Kuß sey Zeuge meiner Liebe, noch einen, und noch einen, und nun leb wohl Bester, leb wohl — — — hier floh sie in ihr Zimmer. Weinend gieng
er

er seine Sachen die noch auf seiner Stube waren zu holen, fand aber alles leer, und Bineck seiner wartend. Ich bin zu schwach die Abschiedsszene zu beschreiben, daher verschont mich damit lieben Leser. —

IV

Wilhelm erwachte von seiner Betäubung erst, als sie durchs Thor fuhren, und Straße und Haus der Geliebten vor seinen Augen verschwunden war. Ein bitterer Schmerz zerquetschte sein Herz, stumm saß er im Wagen neben Binecken, vermochte nicht eine Sylbe über seine Zunge zu bringen. Der Gedanke an Henrietten linderte seinen heftigen Schmerz, aber nur auf wenige Minuten, denn bald sah er nach seiner Meinung ein grundloses Meer voll Leiden vor sich. Nach und nach wurde er aber durch vielerley zerstreut, und beson-



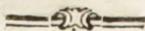
ders machten ihm die angenehmen Gegenden, deren er noch keine von der Art gesehen hatte, viel Vergnügen.

Hier sah er steile Felsen, die sich durch mannigfaltige Krümmungen an der einen Seite hinwandten, dort dickes Buschwerk, aus welchem die weißen schlanken Birkenstämme in freundschaftlichen Gruppen, und einzeln emporstiegen. Auf der einen Seite bunte Wiesen und Fruchtfelder, auf der andern schöne hoffnungsvolle Weinberge, welche durch fleißige Arbeiter nutzbarer gemacht wurden.

Schon hatte die majestätische Sonne ihre heiße Strahlen in die Tiefe des Meeres gesenkt, und eine kühle Abendluft die alle matt hängende Blumen und Blätter erquickte wehte über Berg und Thal, als unsere Reisenden auf eine Station anlangten, wo sie von ihrer Müdigkeit auszuruhen, und da über Nacht zu bleiben, beschloffen.

Die

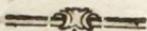
Die ernste Stille der Nacht beherrschte die ganze Natur alle Bewohner des Städtchens schliefen sanft, und sammelten neue Kräfte, die sie auf den folgenden Tag zu ihrer Arbeit nöthig hatten, aber in Wilhelms Augen kam kein Schlaf; unruhig legte er sich bald zur Rechten bald zur Linken, umsonst, er fand keine Erquickung. Er war eben willens aufzustehen, als ihn ein heftiger Schrey von einem Menschen aufmerksam machte, er sprang geschwind aus dem Bette, gieng ans Fenster, und hörte eine klägliche um Hülfe rufende Stimme, er warf seinen Frack über und eilte nach der Hofthüre, aber sie war verschlossen. Die Leute im Hause erst aufzuwecken, war zu weitläufig, und die Hülfe die man dann geleistet hätte, wäre vielleicht zu spät gekommen, daher entschloß er sich, da seine Fenster nach dem Hof zu waren, herauszuspringen, zum Glück waren sie auch nicht hoch, und er kam ohne Schaden im Hof.



Er gieng immer dem Geschrey nach, und mußte über einen Zaun klettern auf einmal stand er vor Wasser und war der Stimme ganz nahe. Ohne weiter an Gefahr zu denken, sprang er hinein, arbeitete sich durch Schilf und Morast nach dem Orte zu, und ergriff endlich eine menschliche Figur, die er mit vieler Mühe aus dem Schlamm und ans Ufer brachte. An dem Anzug konnte er sehen, daß es ein Frauenzimmer war, und ihre zarte Stimme verrieth daß sie noch sehr jung seyn müsse.

So bald er sie in Sicherheit gebracht hatte, eilte er zurück und lärmte die Leute im Hause herbey, welche das Frauenzimmer auskleideten und in ein Bett brachten. Man holte einen Doktor, öfnete ihr eine Ader und das Mädchen schlug ihre Augen auf, wobey Wilhelm dachte, sie war bey Gott werth, daß man sein Leben für sie wagte. Jetzt gieng er auf seine Stube um andere Wäsche
und

und Kleider anzuziehen, und fand seinen Leh-
rer wachend, dem er die Geschichte erzählte.
Du hast eine edle Handlung gethan, sagte
Bineck, welche dir die Eltern, oder Ander-
wandre des Frauenzimmers mit keinem Dank
belohnen können: wir wollen doch fragen
wem sie angehört. Beyde giengen jetzt wie-
der nach der Stube wo sie lag, und wo
Wirth, und Wirthin, der Doktor und noch
einige Leute um ihr Bette standen. Von
allen Seiten erschollen Lobeserhebungen auf
Wilhelmen, und das junge Frauenzimmer
streckte selbst die Hand nach ihm aus, und
sagte mit schwacher Stimme: dies wird Ih-
nen Gott lohnen. — Sie wollte mehr spre-
chen, allein der Doktor sagte man müsse sie
jetzt ruhen lassen. Die Wirthin blieb bey
ihr, der Wirth, der Doktor, Bineck und
Wilhelm giengen in ein ander Zimmer. Wer
ist denn das junge Frauenzimmer? frug Bi-
neck den Wirth. Ja das kann ich Ihnen nicht



sagen, antwortete er, vorgestern kam ein Mann aus Leipzig hier an, den ich für einen Kaufmann hielt, dieser gab sie für seine Tochter aus. Gestern reiste er nach B. zum Jahrmarkt, und bath mich, auf sein Mädchen acht zu haben, weil er sie nicht mitnehmen könnte, heute wollte er wieder zurückkommen, und sie abholen, auch steht sein Koffer noch hier. Das Mädchen ist sehr verständig, und ohnerachtet sie erst 13 Jahr alt ist, so kann sie doch sprechen wie ein alter Gelehrter. Sie ist immer bey uns in der Stube gewesen, nur gegen Abend gieng sie im Garten spazieren, wie sie zurück kam, hat sie mit uns Abendbrod gegessen, und ist auf ihre Stube gegangen, die der Vater gemiethet hat. Wie sie zu diesem Unglück gekommen ist, kann ich nicht begreifen. Der Vater dieses Frauenzimmers hat sehr viel ähnliches mit dem Herrn (auf Wilhelm zeigend) und wenn ich nicht wüßte daß sie jetzt von ihren
Et

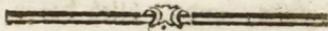
Eltern kamen, so wollte ich sagen daß dieser Mann aus Leipzig, ihr Vater sey. Hierauf giengen sie wieder nach dem Patienten, und da sie sahen daß es keine Gefahr mehr hatte, so reisten sie unter vielen Seegenwünschen und Dancksagungen des jungen Frauenzimmers so wohl als des Wirths und der Wirthin wieder fort.

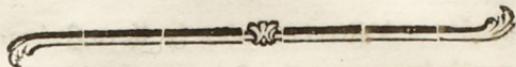
Bineck wollte zwar warten bis der Kaufmann zurück käme, auch bath das Frauenzimmer und der Wirth sehr darum, aber Wilhelm war nicht dazu zu bewegen. Warum soll ich den Mann in Verlegenheit setzen? sagte er, er hat nicht mir, sondern Gott dafür zu danken, denn ich erfüllte ja nur die Pflichten der Menschheit. Bineck fand diesen Einwurf wahr, und es blieb dabey, Beyde kamen gesund und wohl in *** an.

Es waren bereits für Bineck und seinen Eleven ein paar Stuben gemiethet worden, die sie gleich beziehen konnten. Es wohnten

in dem Hause noch mehrere Studenten. Der Wirth ein ehrlicher Bierbrauer, freute sich seiner neuen Hausgenossen, rechnete alle die hübschen Teutschen her die bey ihm logirt hatten, und sagte: die Herren würden gewiß mit ihm und seiner Bedienung zufrieden seyn. Der Mann war ein zweyter Münchhausen, in seinen Erzählungen war so viel abentheuerliches daß Vinedt mit seinem Eleven viel Vergnügen in ihren müßigen Stunden bey dem Mann hatten.

Da vielleicht meine Leser auch Vergnügen dabey finden werden, so will ich eine Erzählung des Mannes hier anführen. —

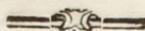




V.

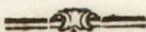
Sonderbergs Geschichte des Königreichs
Angola wo er selbst gewesen zu
seyn vorgab.

Im Königreich Angola, regierte ein König, der nach der Weise seiner Väter täglich seinen Bauch pflegte, und seine halbe Lebenszeit durchträumt hatte. Das Land war wenig wegen seiner Staatsaffairen, aber destomehr wegen der Schönheit seiner Töchter bekannt, es brauchte keine Philosophen, Censoren, und Gesetzgeber, gute Sitten galten mehr als Gesetzgeber. Ein Tag löste den andern ab, und eine Nacht folgte der andern, die Töchter wurden Mütter, gebahren gesunde Kinder, und das Geschäft der Mütter war ihren Knaben Kräfte zu verschaffen, und die Schönheit ihrer Töchter auszubilden; Tanz und
Musik,



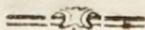
Musik, und Feemährchen in ihren Zusammenkünften, war ihr Zeitvertreib, dies bildete ihren Körper, dies lehrte ihnen den Genuß des Lebens.

Das Land war ergiebig und ernährte seine Einwohner ohne viele Mühe, der warme Boden brachte ihnen die schönsten Früchte hervor, kurz sie bedurften nicht das Geringsste aus andern Ländern. Sie schleppten nicht Millionen in fremde Gegenden, um sich auf einige Minuten den Gaum zu kitzeln, und langwierige Krankheiten zu holen; reine frische Milch ersetzte ihnen diese theuern Getränke. Sie bezahlten nicht große Summen vor eine Arie eines verstümmelten Menschen, ein jedes Mädchen, ein jeder Jüngling war Sänger, vielleicht besser als jene Weichlinge. O du glückliches Land, das noch durch keine verdorbene Sitten fremder Nationen angesteckt war, das sich ruhig ohne Waffen hielt, das keinen Luxus kannte, o wärest du immer
so



so geblieben! aber du solltest nicht länger in deiner ruhigen Unkenntbarkeit bleiben, zu deinem Schaden solltest du berühmt werden. Jetzt erschien die unglückliche Epoche die das Glück des Landes zerstörte. —

Der König hatte bereits die zweite Gemahlin eine junge feurige Dame. Mit seiner Ersten zeugte er eine Prinzessin die jetzt 17 Jahr alt war, der Mann war sehr schwächlich, kein männlicher Erbe war nicht da, war auch keiner zu hoffen, was Wunder wenn man befürchten mußte daß das Reich in fremde Hände kommen würde. Die vornehmsten Rätthe riethen einstimmig, der König sollte seine Prinzessin Tochter mit einem fremden Prinzen vermählen. Da hier nichts Bessers zu finden war, so mußte dieser Vorschlag angenommen werden. Es wurde in alle benachbarte Länder bekannt gemacht, man konnte aber seinen Endzweck nicht erreichen. Endlich erschien ein fremder Prinz in der
Resi-

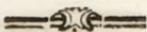


Residenz mit einem zahlreichen Gefolge, die schönste Prinzessin zu sehen, und sich mit ihr zu vermählen.

Aber ach! welch ein Unglück, wie der Prinz in der Residenz ankam, wurde im Schloße Feuer gerufen, alles lief gegen einander, das Feuer war in den Zimmern der Kronprinzessin, und sie selbst nirgends zu finden. Die Flamme wurde bald gedämpft, aber o Schrecken die Prinzessin war weg! man wußte nicht war sie verbrannt, oder geraubt, oder ermordet; niemand konnte Nachricht von ihr geben. Allgemeine Traurigkeit verbreitete sich über den ganzen Hof, Stadt, und Land.

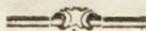
Der fremde Prinz in der Hoffnung daß man noch die Prinzessin finden würde, entschloß sich dazubleiben. In dem Lande wo er her war, kannte man alle Laster der Welt, was Wunder wenn sie auch bald in Angola Mode wurden.

Muffer



Ausser dem Gefolge welches der Prinz mitgebracht hatte, sammelten sich noch eine Menge Fremde aus andern Ländern; um der prächtigen Vermählung mit beyzuwohnen. Jetzt hörte man alle Sprachen bey Hofe, und in der Hauptstadt; alle Gebräuche fremder Nationen wurden unter den Einwohnern mode. Deutsche, Franzosen, Engelländer, Italiener, und andere Völker sahe man haufenweis, unter ihnen befanden sich, Köche, Pugmacherinnen, Komödianten, Poeten, Pfaffen, Künstler, Philosophen, Authoren, und Juden, kurz eine Schaar Menschen die vermögend war, die Geister der Hölle aus ihrem Sitz zu vertreiben. Die Pfaffen machten den größten Theil aus, sie hatten sich vorgenommen die unschuldigen Herzen der Einwohner mit ihren guten Lehren zu verderben. Die Franzosen führten die Sitten ihrer Nation ein, und wunderten sich über die Dummheit der Einwohner, sie suchten ihren

Abra

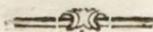


Körper zu verschönern, ihre Zungen in Bewegung zu setzen, und glaubten dadurch das beste Werk gestiftet zu haben. Die Philosophen wollten sie zu Menschen machen, die Köche verdarben ihre Magens durch erkünstelte Speisen, die Komödianten machten sie mit den Galanterien bekannt, die Herren von Adel, Grafen, und Barons bewunderten die reizende Königin. Die Maler verschönerten ihre Bildungen, durch künstlich angebrachte Farben, die Dichter besungen die jezige Glückseligkeit der Einwohner, und die Juden verhandelten ausländische Waaren um den halben Preis.

Welch ein Wirwar, Welch ein buntes Gewicht geschäftiger Menschen, die alle daran arbeiteten, die Unwissenheit, Unschuld, und Unerfahrenheit der Einwohner zu verbessern, die die neuen Sitten und Gebräuche einführen, und die alten verachtend machen wollten. Väter erzählten ihren Kindern, die große

große Reformation der Fremden, rühmten ihre Talente, Wissenschaften, und einnehmendes Betragen, so daß sie aufmerksam auf die Wunder-Menschen wurden, und sich bestrebten ihren Unterricht zu genießen.

Unter dem Gefolge des Prinzen (der alle mögliche Eigenschaften der großen Welt hatte, befand sich ein Geistlicher, Namens Pater Anton, der Seelenarzt des Prinzen und sein Vertrauter. Ein Mann dessen eifrigstes Bestreben dahin abzielte die allein seeligmachende Religion zu erweitern, und rohe Völker dadurch glücklich zu machen. Dies vertrieb ihm die Langeweile, und befriedigte seine Begierden. Sein Erstes war als er nach Angola kam, die Beschaffenheit des Landes, des Hofes, und den Charakter der Einwohner zu erforschen; sein wirksamer Geist, und sein scheinbar gutes Betragen, verschafte ihm bald was er suchte. Zuerst brachte er die Großen des Hofes auf seine



Seite, das Uebrige überließ er der Zeit und den Umständen. Seine Unterhaltungen waren mit Jedermann über den Werth seiner Religion, über deren Nothwendigkeit, wenn man ein Land aufklären wolle, und über die Ehre die man zu erwarten habe. Obgleich Wenige seine mystischen Reden verstehen konnten, so liebten sie ihn doch durchgehends und bahnten ihm den Weg sich bey Hofe einzuschleichen. Sein Ruf erscholl bald vor die Ohren des Königs und der Königin, und letzterer wünschte sehnlichst diesen Mann zu sehen und zu sprechen, um von seinen Lehren zu profitiren.

Sein Aeußerliches war viel versprechend: seine Gestalt war groß, sein Gesicht roth und vollkommen, aus seinen Augen blitzte ein Feuer das alles zu verzehren drohte, seine Nase war regelmässig, und sein ganzer Körper zeigte einen gesunden starken und kraftvollen Mann an; dabey wußte er sich so sanfts

sanftmüthig, nachgebend, und gefällig zu bezeigen, daß Niemand in ihm etwas böses suchte, am allerwenigsten die Einwohner von Angola, die noch zu wenig mit der Kenntniß der Menschen bekannt waren.

Der fremde Prinz war schon über ein Jahr da, und über alle die Reformationen hatte man den Schmerz über den Verlust der Prinzessin vergessen; da schlechterdings keine Hofnung war sie jemals wieder zu finden, so beschloß der Prinz seine Rückreise anzutreten, vorher aber dem König der Königin und dem ganzen Hof ein prächtiges Traktament zu geben. Um dabey etwas recht seltsames und auffallendes zu haben, und sich einen großen Nahmen zu machen so sollte ehe man zur Tafel gieng, von alle den hohen Herrschaften eine Schlittensfahrt gehalten werden. Weil aber im ganzen Lande kein Schlitten, und auch kein Schnee zu haben war, so verschrieb er 40 Schlitten aus Paris, und acht

F 2

große

große Schiffe mit Schnee aus Norwegen. So bald alles angekommen war wurden 800 Mann beordert den Schnee um das Schloß herum, und in die Hauptstraßen der Residenz zu fahren und eine Bahne daraus zu machen,

Die Schlittenfahrt nahm ihren Anfang des Mittags um 12 Uhr und dauerte bis gegen zwey Uhr; der Prinz fuhr vor; ihm folgte der König von Angola mit seiner Gemahlinn, und alsdann alle Ministers, Kammerherren, und die übrigen Personen vom Range. Nach der Schlittenfahrt gieng man zur Tafel, und den Beschluß machte ein brillanter Ball auf des Königs Schlosse. Die ältesten Leute konnten sich keiner solchen Pracht und so großer Anstalten erinnern, die bey dieser Lustbarkeit gemacht worden waren. Alle mögliche Speisen fremder Länder wurden von 12 Köchen vier Wochen vorher zubereitet. Die Damens und Cavaliers erschie-

nen

nen in den neusten französischen und englischen Moden.

Hier sah man einen Huth à la Mongolier, hier eine Frisur à la Jooquet. Dort erblickte man einen Minister à la Marleberough, und da einen Kammerherrn à la kac de Dauphin. Hier saß eine Frau Hofrathin à la Blanchard, und da eine Hofdame à la Horriah Klotzchka, auf ihrem Fächer präsentirten sich die Silhouetten dieser Räuber in Menge. Alle Damens steckten die Köpfe zusammen um zu ergründen was für eine Coeffure es sey, womit die Königin brillirte, bis ihnen ein französischer Windbeutel sagte, sie würde à la Figaro genennt. Die Coeffure à la ressource der Oberhofmarschall in B... wollte der Generalin M... nicht gefallen, dagegen lobte sie ihren Kopspuz à l'Espoir, die Ministers und Rätthe unterhielten sich über verschiedene Gegenstände, überhaupt aber von nichts. Die kostbaren Speisen die

alle aufgetragen und nicht gegessen wurden, waren unzehlsbar.

Pater Anton der bey diesem Fest auch zugegen war gab einen stillen Beobachter ab. Der König vergnügte sich an verschiedenen neuen Spielen die man ihm lernen mußte, und bekümmerte sich wenig um das, was um und neben ihm vorgieng. Die Königin trug ein großes Verlangen den Pater Anton zu sprechen, sie ließ ihn aufsuchen und es entspann sich folgendes Gespräch:

Königin.

Man hat mir so viel gutes von Ihnen erzehlt, daß ich mich gern selbst davon überzeugen wollte.

P. Anton.

Eine große Gnade für mich, Ew. Maj. werden an mir einen Mann von gewöhnlicher Denkungsart finden.

Kön

Königin.

Wie gefällt es Ihnen hier, was sagen Sie zu den Einwohnern des Landes, glauben Sie daß sie glücklich sind?

P. Anton.

Sie können unter der weisen Regierung eines solchen Königs und einer so vortreflichen Königin, nicht anders als glücklich seyn.

Königin.

Sie werden es hier freylich in Betracht des Landes wo sie herkommen, sehr still finden, man bekümmert sich hier nicht viel was auffer Landes vorgeht.

P. Anton.

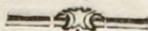
Glücklich ist das Land das im Verborgenen lebt, der König hat dabey gute Tage.

Königin.

Wohl war, und das Land hält dies für die beste Regierung.

§ 4

P. An



P. Anton.

Es ist kein Reich das sich selbst regiert,
der Verstand ist das Beste, womit der König
alles zum Vorthail seines Landes befördert.

Königin.

Schlimm ist es aber, wenn der König
keinen Verstand hat.

P. Anton.

O dies ist das Wenigste was er braucht,
er hat ja kluge Rätthe, einsichtsvolle Minis-
ter, und eine schöne geistvolle Gemahlin,
die dadurch die Herzen der Einwohner be-
herrscht, und dieses ersetzt jenes tausendfach.

Königin.

Sie sind sehr galant ehrwürdiger Herr.

P. Anton.

Ew. Maj. verzeihen, ich rede die Wahr-
heit, ich sage was kein Fremder leugnet,
aber nur wenige Einheimische einsehen wer-
den. Sollten es dann nicht die Fremden
sagen,

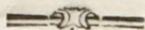
sagen, da es die Einheimischen nicht thun? da sie den Verstand und die Geisteskräfte die Ew. Maj. besitzen, nicht beurtheilen können, die uns Fremden aber entzückt?

Königin.

Mein König liebt mich, dies halte ich für das größte Glück. Wenn ich von ihm geschätzt und geliebt werde, kann mir das übrige einerley seyn.

P. Anton.

Wie können Ew. Maj. dieses ein Glück nennen, was doch vielmehr ein Recht ist. Vielmehr ist es ein Glück für den König. Er lebt ja nicht für Sie, sucht er nicht einzig und allein seinen Bauch zu dienen, zu schlafen, und zu pfegmatifiziren? Nur Ew. Maj. können sich durch die Kraft Ihres Geistes unsterblich machen, Ihren Gemahl aber wird man vergessen wie man seine Vorfahren vergaß.



Königin.

Wie verstehen Sie dies?

P. Anton.

Wenn Ew. Maj. befehlen, werde ich Ihnen alles deutlich zu machen suchen.

Königin.

Ich finde daß die Einwohner meines Lans des noch sehr gegen andere Völker zurück sind, mein Wunsch ist daß sie alle so wie Sie aufgeklärt werden möchten.

Eine tiefe Verbeugung von Seiten des Pater Anton, endigte das Gespräch. Die Königin unterhielt sich mit ihrer Oberhofmeisterin, und betrachtete den Pater sehr aufmerksam, ob sie sich mit ihr von ihm unterhalten hat kann man nicht sagen. Indessen fertigte sie die Oberhofmeisterin so geschwind als möglich ab, und suchte den Pater selbst auf, welcher sich nicht weit entfernt hatte, denn zu gut bemerkte er daß die Königin das
Ges

Gespräch bald wieder anfangen wollte, er hatte sich auch nicht geirrt, denn so bald sie ihn ansichtig wurde, frug sie ihn:

Die Zeit wird Ihnen wohl ziemlich lang? — Ich sehe es an mir, ich habe immer Langeweile.

P. Anton.

Ich könnte darüber nicht klagen, und Ew. Maj. können sich auch mit vielen beschäftigen.

Königin.

Und dies wäre?

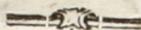
P. Anton.

Die Ausbreitung der Religion, der Künste und Wissenschaften guter Sitten, wodurch das Leben besser genossen werden kann, sind Dinge die Ew. Maj. genug beschäftigen werden.

Königin.

Dies ist mein sehnlichster Wunsch.

P. An:



P. Anton.

Nicht allein derer Maj. Wunsch, sondern
auch Wille muß es seyn.

Königin.

Der ist auch dabey, aber —

P. Anton.

Aber? Sind Ew. Maj. nicht geliebt?
Wer wollte einer schönen Königin wegen nicht
sein Gab und Guth, nicht sein Leben lassen,
die Einwohner des Landes müssen dieses ja
thun so bald ihnen ihre Blindheit genommen
ist.

Königin.

Man hat mich in einen übeln Verdacht,
darum haßt man mich.

P. Anton.

Und der Verdacht? — verzeihen Ew.
Maj. meiner kühnen Frage:

Königin.

Man hält mich für diejenige Person die
das Feuer wodurch die Kronprinzessin verloh-
ren

ren gieng durch Helfershelfer hat anlegen lassen. Obgleich meine Unschuld offenbar war und der König öffentlich die Sache bekannt machen ließ, so hat doch das Volk von der Zeit an einen heimlichen Groll gegen mich gefaßt, der wohl schwerlich so bald verlöschen wird.

P. Anton.

Sehr sonderbar.

Königin.

Seit dieser Zeit nagt den König ein heimlicher Kummer, alles ist ihm zur Last, dies hat auf alles Einfluß, und so gar auch auf unsere Ehe.

P. Anton.

Schlimm — aber der Sache ist abzuhelpfen.

Königin. (heftig)

Abzuhelpfen? wie? wodurch? auf was für Art?

P. Anton.

Wenn Ew. Maj. mir folgen wollen.

Kö

Königin.

Gern in allen Stücken.

P. Anton.

Ihr Gemahl ist träg, unmuthig, alt, kann also nichts zur Cultur des Landes beitragen. Ein guter Rathgeber ist also hier nöthig den die Königin haben muß, der die Befehle der Königin im Nahmen des Königs ertheilt, der sie mit seinen Geisteskräften unterhalten kann, wird so ein Mann einer schönen Königin nicht lieber seyn, als ein Gemahl ohne Muth, ohne Wig, ohne Kräfte, mit finsterner Miene, und faulen Temperament? —

Der Pater sagte dieses mit so vieler Bedeutung, daß die Königin schamroth vor sich hinsah, und an ihrer Brustschleife zupfte.

P. Anton.

Ein Mann von Geist und Weltkenntniß, ist doch gewiß allezeit besser, als ein jeder anderer, der alle, aber nur diese Eigenschaften nicht

nicht besitzt. Wenn ihn gar noch die Natur mit äußerlicher Schönheit beschenkt hat, welche die Sinnen eines Frauenzimmers sättigen können, so muß er ihr ja doppelt willkommen seyn. Was sagen Ew. Maj. dazu?

Königin.

Wenn alle Unterthanen des Landes diese reizende Art zu handeln und zu sprechen hätten, so würde gewiß das Land bald nach dem Beyspiel anderer cultivirter werden.

P. Anton.

Die Königin muß mit Beyspielen vorgehen, und das Land wird sie bald nachahmen.

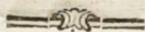
Königin.

Wie soll ich es aber anfangen?

P. Anton.

Wollen mich Ew. Maj. so glücklich machen, und mir die Stelle Ihres Rathgebers übergeben?

König



Königin.

Ich will es beschlafen, wollen Sie sich morgen früh in meinem Vorgemach melden, so will ich Ihnen Bescheid geben.

Pater Anton hatte hierbey seinen Abschied; die Königin begab sich bald nachher in ihr Gemach und dachte der Sache weiter nach. Sie beschloß dem Pater die Stelle zu übergeben. Den andern Morgen fand sich Pater Anton richtig ein, er wurde vorgelassen, und der Königin erste Worte bey seinem Eintritt waren: Sie sind von heute an mein erster Rathgeber.

P. Anton.

Mein Dank ist zu gering schöne Königin, aber meine Handlungen sollen beweisen, wie angelegen mir die Verbesserung des Landes sey.

Der Pater sagte der Königin noch so viel schönes, daß Sie ganz von ihm eingenommen wurde, er kannte Ihre schwache Seite,
 stürmte

stürmte gewaltig auf diese los, und erhielt was er wünschte. Die Königin durch des Paters Kühnheit, Beredsamkeit, und Reizbarkeit, sank wie ohnmächtig auf den Sopha zurück, ihr Blut war in der heftigsten Wallung, dies und ihr reizendes Negligee machten sie doppelt schön. Der geistliche Herr konnte es nicht mit Kaltblütigkeit sehen, Bluth loderte in seinen Adern, eine natürliche Bewegung der Hand führte sie an den schwellenden Busen, wovon sie sich bald weiter verlor, mit lechzenden Lippen und halbgebrochenen Augen lag sie da, Venus selbst konnte nicht schöner seyn. Bey allem Heiligen rief der Pater, noch nie schmeckte die Königin den wahren Genuß des Lebens, o daß doch ein Land noch so weit zurück ist, das nicht einmal weiß sich das Leben süß zu machen, Ew. Maj. müssen hier mit guten Exempeln vorgehen. — Der kleine muntere Genius

Anfang zur Verfeinerung der Sitten in Angola war. Die Königin versicherte hernach den Vater, daß im ganzem Königreich wohl schwerlich ein Mann seyn würde, der ihn hierinnen überträfe.

Hier legte also der Vater den Grund zur Aufklärung von Angola. Fahren Sie fort, sagte die Königin die Aufklärung zu befördern, damit wir nicht länger in der alten Finsterniß bleiben.

Indem dieses alles im Cabinet der Königin vorgieng lag noch der träge König tief im Schlaf. Ein böser Traum weckte ihn endlich auf. Ist die Königin auch schon aufgestanden? frug er. Ja Ew. Maj. der fremde Geistliche hat ihr eben Cour gemacht. So früh? Ew. Maj. halten zu Gnaden es ist schon hoch am Tage. Man sage der Königin daß ich sie zu sprechen wünschte. Eben wie man den Befehl vollziehen wollte,
trat

trat die Königin selbst herein, und erkundigte sich wie der König geschlafen habe.

König.

Ich habe heut lange geschlafen, und besfinde mich recht wohl. Die Königin hat schon Cour gehabt?

Königin.

Ja, und zwar von einem Mann, der fähig ist, das Land von seiner Finsterniß zu befreien, ich habe ihn zu meinem ersten Rathgeber gemacht.

König.

So muß ich den Mann auch kennen lernen, den die Königin ehrt, und der mein Land glücklich machen will. Morgen will ich ihn sprechen.

Die Königin entfernte sich. —

König. (allein)

Ein Fremder will mein Land glücklich machen? will es aus seiner Finsterniß reisen? — — hm. — Der König konnte

G 2

die

die ganze Nacht kein Auge zuthun, so sehr beschäftigte er sich, mit dem Ausdruck, glücklich machen.

Den Morgen drauf erschien die Königin und frug wie gewöhnlich wie er geruht habe.

König.

Sehr schlecht Königin.

Königin.

Und was ist die Ursache dieser Schlaflosigkeit.

König.

Nichts anders als die Begierde den Mann kennen zu lernen, der mein Land glücklich machen will.

Königin.

Wenn Sie den Mann hören werden, so sollen Sie sich verwundern, sollen hören wie schlecht es mit unserm Lande steht, und wie nöthig ihm eine Reformation ist. Ich bin eben so sehr in Erstaunen gesetzt worden,
aber



aber jetzt hat er mir gezeigt, wie und auf was Art das Land glücklich werden kann.

König.

Und wie? —

Königin.

Durch gute Exempel muß der König und die Königin vorgehen, und alles Volk wird nachfolgen. Wir kennen ja nicht einmal den wahren den süßen Genuß des Lebens. —

König.

Und hat er Ihnen diesen gelehrt?

Königin.

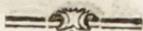
Er gab sich alle mögliche Mühe.

König.

Und worinnen bestand derselbe?

Königin.

Daß man die Trägheit der Einwohner in Lebhaftigkeit und Feuer setze. Bey einem Mann ohne Geist und Kraft, der noch dazu schläfrig und mürrisch ist, kann keine Frau



den wahren Genuß des Lebens schmecken, und sind nicht alle Unterthanen träg und faul? daher muß man mit guten Exempeln vorgehen, man muß sich verständige Rathgeber und aufgeklärte, witzige Männer anschaffen.

König.

Und so einer ist Pater Anton?

Königin.

Das ist er gewiß. —

Der König rieb sich mit der Hand über die Stirne, und befahl den Mann hosen zu lassen. Pater Anton erschien und der König unterhielt sich mit ihm allein in seinem Gemach.

König.

Sie sind also der Mann der mein Land glücklich machen will?

P. Anton.

Ich bin es bereit zu thun Ew. Maj.

König

König.

Aber ist denn mein Land nicht glücklich? meine Unterthanen lieben mich, leben in stiller Ruh, kennen keine Laster.

P. Anton.

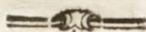
Zur Glückseligkeit des Menschen gehört noch weit mehr. Erstlich die allein seligmachende Religion, die uns den Weg zum Himmel leitet, zweytens die Philosophie, die den Verstand des von Natur rohen Menschen erleuchtet, drittens die Ausbreitung der Künste und Wissenschaften, als Dichtkunst, Tanzkunst, Schauspielkunst, Malerey, Kriegswissenschaft —

König. (ihm in die Rede fallend)

Hören Sie auf, hören Sie auf, ich habe das Erstere vergessen, lehren Sie dies meinen Unterthanen, wenn sie Geschmack daran finden wollen.

3 4

P. Anton.



P. Anton.

Aber Ew. Maj. müssen mit guten Exempeln vorgehen, wenn es die Unterthanen nachahmen sollen. Machen es Ew. Maj. wie die Königin die meinen Unterricht eifrig folgt. Wählen Sie dieselben auch solche Râthe, so werden Sie die guten Folgen das von bald einsehen.

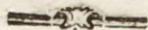
Der König schien hierzu keine Lust zu haben, und entließ den Pater, bis auf weitere Ordre.

Der Pater fuhr fort die Königin zu unterrichten, und mit Verwunderung sahe man, wie bald das ganze Land, durch den Unterricht der Fremden nachfolgte. — Ueppigkeit, Wollust, Divertissements wechselten mit einander, und der größte Luxus in allen Dingen stieg bis aufs äufferste. Vor die Ohren des Königs kamen Klagen über Klagen, und einige seiner alten Râthe versicherten ihn, daß das Land gänzlich ruiniert würde, wenn der
König

König diesen Ausschweifungen nicht Einhalt thate. Der König konnte dies auch ohne eben großen Scharfsinn zu besitzen, leicht einsehen. Jetzt war die Frage wie dem Uebel abzuhelpen sey. Vor allen Dingen, sagten die Ráthe, müssen wir sehen wie wir den Pater Anton aus dem Lande schaffen, sein Umgang mit der Königin scheint uns sehr verdáchtig. Verdáchtig? rief der König, scheint er euch dies zu seyn? — Ja bey allem was heilig ist, er war mir verdáchtig vom Anfang an. Wohl meine Freunde, gebt genau auf seine Handlungen Obacht, paßt ihm auf wenn er bey der Königin ist, und findet ihr das allergeringste Unanständige in seinem Betragen, so laßt ihn greifen und in sichere Verwahrung bringen.

Die Ráthe entfernten sich, und der König seufzte! — —

Die Nacht darauf konnte der König nicht schlafen, der Verlust seiner Prinzessin Loch-

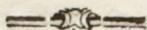


ter, die Unruhen seines Landes, und der nahe Untergang desselben, waren Dinge die auch dem schläfrigsten Monarchen im Kopfe herum gegangen seyn würden, indessen schlummerte er gegen Morgen ein, und er sah im Traum folgendes:

Ein Jüngling schön von Ansehen in weißer Seide gekleidet öffnete das Gemach des Königs, trat vor sein Bette, und redete also. — König von Angola das Laster, die Ueppigkeit, und die Unordnung in deinem Lande ist groß, dein Land ist seinem Ruin nahe, aber die Götter werden sich deiner annehmen, sie werden den Greuel nicht länger dulden, sie haben deine Seufzer erhört, und werden dich rächen, fürchte dich nicht und folge mir: zitternd folgte der König dem Jüngling bis zum Gemach der Königin, der Jüngling berührte das Schloß, und es öffnete sich das Gemach. Aber o Himmel! welche Szene, der Pater Anton lehrte eben der Königin

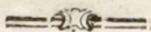
nigin den süßen Genuß des Lebens. Vor Schreck erstarrt stand der König da, endlich wollte er auf den Pfaffen los, aber der Jüngling hielt ihn zurück, und sagte: mähige dich König, die Götter selbst werden sie strafen, und sogleich fuhr ein feuriger Strahl begleitet mit Donner und Blitz und tödete beyde die Königin und den Pfaffen, und es erscholl eine Stimme: König von Angola die Götter haben sich deiner angenommen, du bist betrogen! Diese deine Gemahlin war es die deine Tochter mordete, die das Schloß in Brand steckte, sie war es die dein Land ins Verderben stürzte. — —

Der König erwachte durch einen heftigen Tumult der im Schloß entstand, er frug was dies zu bedeuten hätte, und hörte zu seinem Erstaunen daß eben der Pater Anton arretirt worden sey, weil man ihn bey der Königin im Bette angetroffen habe; das Volk wollte ihn mit Gewalt heraus haben, und die ganze Stadt

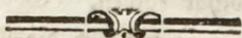


Stadt sey schon in Aufruhr. Der König ertheilte sogleich Befehl, den Vater preiß zu geben, und die Königin in eins der untersten Gefängnisse zu werfen. Der Befehl wurde sogleich vollzogen, und in Zeit von einer Stunde war der Vater vom Pöbel zu Tode gesteinigt, und als man das Loch öffnete wo die Königin hinkommen sollte, so hörte man ein Gerassel von Ketten in demselben, Himmel! welch ein Anblick es war die Kronprinzessin, bleich, kraftlos, kaum mit ein paar Lumpen bedeckt wurde sie herausgenommen, und an ihre Stelle die halbverzweifelte Königin geworfen; man meldete es dem König welcher ganz außer sich gerieth, und seine Tochter sogleich zu sehen verlangte, aber wer vermag die Szene zu beschreiben, wer vermag die Empfindungen mit Worten auszudrücken, welche beyde im ersten Augenblick hatten; die Prinzessin warf sich um seinen Hals, und der König weinte. Indessen
konnte

konnte dieser Vorfall nicht verschwiegen blei-
 ben. Die Prinzessin war allgemein beliebt
 das Volk drang mit Gewalt ins Schloß ver-
 langte die Prinzessin zu sehen, und wollte
 diese Schandthat rächen. Sogleich wurden
 Anstalten gemacht daß sich die Prinzessin öf-
 fentlich konnte sehen lassen. Sie fuhr mit
 ihrem Vater durch alle Straßen der Stadt,
 und das Volk strömte unter lautem Jubel
 geschrey hinter den Wagen her. Die Königin
 kam ins Verhör wo sie gestand: daß sie
 die Prinzessin von je her gehaßt habe, und
 daß sie sie dieserwegen hätte auf die Seite
 schaffen wollen, weil sie selbst noch einen Er-
 ben des Reichs zu bekommen gehoft hätte,
 auch habe sie das Schloß in Brand gesteckt
 um die Prinzessin desto besser wegschaffen zu
 können. Der Lohn ihrer bösen That war,
 daß sie zeitlebens im Gefängniß bleiben sollte.
 Indessen warfen die Einwohner von Angola
 einen Haß auf die Fremden, so daß letzteren
 die



die Lust vergieng länger da zu bleiben, und in kurzem war Stadt und Land von ihnen gereinigt, und eine ungestörte Ruhe herrschte allenthalben.



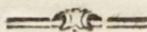
VI.

Meine Leser verzeihen, daß ich sie mit Sonderberg's Geschichte so lange aufgehalten habe, und wenn ihnen die Zeit dabey lang geworden ist, so trösten sie sich mit unserm Wilhelm, der so gar am Ende der Erzählung in einen sanften Schlaf gefallen war, er wollte auch keine mehr hören weil der Herr Wirth immer die alten Geschichten aufstichte, die oft sehr fad waren; auch gerieth er nach und nach in Bekanntschaften, wo er seine Zeit sich besser vertreiben konnte.

Da bis jetzt noch keine Collegia ihren Anfang genommen hatten, so machte Wilhelm den

den Plan seines Studierens, und seine Reden waren mit den schönsten Entwürfen auf die Zukunft angefüllt. O! sagte er zu Vincenz mit einem Entzücken; welsch ein Leben wollen wir führen, lieber Freund! Jeden Morgen, wollen wir Arm in Arm durch Wald und Fluren streichen, wollen die kleinsten Winkel Gottes lieber Schöpfung auffuchen, wollen am sanftrieselnden Bach die zärtlichen Töne der Nachtigall anhören, bey hellem Mondschein durchs kühle Thal wandeln, und eine süße melancholische Stille soll uns in ein namenloses Entzücken versetzen. O! wie glücklich werde ich in Ihrer Gesellschaft seyn, nie soll ein Zwist unsere Freundschaft unterbrechen, nie soll uns Freundschaft unsere Tage verbittern, Ihnen werde ichs danken, daß ich alles dieses Schöne empfinden lernte, daß ich durch Sie diejenigen Kenntnisse erlangt habe, die mir so nützlich sind, und so viel Vergnügen verschaffen.

Vincenz



Vineck freute sich darüber seinen Zögling in so guter Stimmung zu sehen, und erwiederte alles mit gleicher Wärme.

Ob dieses aber auch der junge Mensch alles halten wird? hör ich hier manchen fragen, ich verweise alle, die so eine Frage aufwerfen, zur Gedult. Viele werden diese Herzenergießungen für Folgen eines Rauchs halten, aber sie waren es nicht, Wilhelms Stimmung war ganz natürlich. Der schöne heitere Abend, wo er dieses sagte, die Aussichten eines vergnügten Lebens, sein feuriges Temperament, waren Dinge, die so stark auf den Jüngling wirkten daß er seinem Herzen Luft schafte, und alle diese Entwürfe herauspreßte, die er in dem Augenblick wo er sie sagte auch zu halten dachte.

So bald die Ferien vorbey und Wilhelm unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen worden war, so besuchte er mit Vineck zuerst die Vorlesungen des Professor

fessor *****, sie verwunderten sich bey ih-
 rem Eintritt ein so zahlreiches Auditorium
 zu finden, und erwarteten, daß sie hier wie
 sonst bey Neuangekommenen Mode war, mit
 Pochen empfangen werden würden, allein es
 war alles still, und sie bekamen dadurch eine
 gute Meynung von den Herren Auditores;
 man sagte ihnen aber daß dieses nicht in
 allen Hörsälen anzutreffen sey, sondern hier
 nur aus Achtung des vortreflichen Lehrers
 geschähe. Man konnte dies auch deutlich ses-
 hen, denn sobald der Professor kam, begrüß-
 ten ihn alle mit einer Ehrerbietung, die
 rührend war, und erwarteten begierig den
 Anfang seiner Rede.

Eine allgemeine Stille herrschte im Au-
 ditorio, so daß man glauben konnte, der
 Professor sey nur allein darinnen. Der rüh-
 rende Ton seiner Stimme, die herzlichen Er-
 mahnungen, seine offne redliche Miene, und
 sein gutes Gesicht, machten den stärksten Ein-

§

druck

druck auf die Zuhörer. Alle liebten ihn wie einen Vater, auch auf unsern Wilhelm machte er den stärksten Eindruck. Er war bis zum Thränen gerührt, so daß er wie sie beyde auf ihr Zimmer kamen, Binecken gelobte, den Vorschriften dieses Mannes getreu zu folgen. Der gute Wille war auch da, aber wenns zum Halten kam waren alle gute Vorsätze vergessen.

Sie besuchten verschiedene andere Hörsäle, fanden aber in den mehresten das Gegentheil. In einem derselben traf Wilhelm einen jungen Menschen aus Dresden an, den er in dem Hause der Frau von Wangenheim hatte kennen lernen. Er begrüßte ihn, und frug gleich was Henriette mache. Der junge Müller freute sich ebenfalls Wilhelm hier zu treffen, und versicherte daß, so viel er Nachricht von Dresden habe, alles noch beym alten wäre.

Müller

Müller bath Wilhelm ihn doch zu besuchen, welches er auch versprach, Dineck der nichts böses von dem jungen Menschen gehört hatte, gab seine Erlaubniß auch dazu, und versprach ebenfalls seine Bitte zu erfüllen. Der junge Mann mochte freylich auch gut gewesen seyn, aber wie es auf Universitäten geht. Müller war in Gesellschaft gerathen, die nicht die beste war, und hatte viel von seinem guten Charakter verlohren, doch davon wußte weder Dineck noch Wilhelm etwas. Von seinem verdorbenen Herzen mag folgender Zug zum Beweise dienen.

Wilhelm war vor einiger Zeit mit dem Kaufmann Grell der eine schöne Tochter hatte, bekannt geworden. Sie war auch wirklich ein schönes Mädchen, sie verband mit körperlichen Reizen, Verstand und Tugend, und hatte unter den Augen ihrer Eltern, eine so gute Erziehung genossen, daß ihr Geist eben so wie ihr Körper ausgebildet war.

Wilhelm ein feuriger rascher Jüngling, mußte daher bey dem Anblick eines so schönen Mädchens bald bezaubert werden. So oft er hin kam klopfte ihm das Herz, das Wort starb ihm auf der Zunge, und so oft er ihr ins Gesicht sahe, verlohr er fast alles Bewußtseyn. Caroline war allezeit gefällig und freundlich gegen ihn, dies war ihr angebohren, denn niemand konnte ihr der Koketterie beschuldigen.

Diese Caroline Grell kannte Müller auch, wie weit diese Bekanntschaft gieng, kann ich nicht sagen. Müller nahm Wilhelm eines Tages mit sich nach Hause, wo Bineck aber nicht zugegen war. Nach einigen unbedeutenden Gesprächen, frug Müller:

Haben Sie sich nicht auch hier ein Mädchen angeschafft?

Wilhelm.

Nein, bis jetzt habe ich noch nicht das Herz dazu gehabt.

Müller.

Müller.

Herz? Braucht man dazu Herz? Ein bißchen Dreuſtigkeit, ſo ſind hol mich der Teufel bald unſere Wünſche bey den hieſigen Mädchen erfüllt, — Kennen Sie Caroline Grell?

Wilhelm.

Ich bin einige mal bey ihren Eltern geſeſen.

Müller.

Was machen Sie denn bey den Eltern? bey Carolinen müſſen Sie gehen. Der Vater iſt ein chriſtlicher Jude, die Mutter ſpielt die Fromme, aber die Tochter, der Teufel, das iſt ein Leckerbiſſen.

Wilhelm.

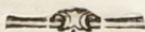
Ja, Sie iſt ein ſchönes ſittſames Mädchen.

Müller.

Sie verdiente auf Ehre, die Maitreſſe eines Königs zu ſeyn.

5 3

Wils



Wilhelm.

Dazu ist sie zu tugendhaft, es wäre Schade wenn so ein Mädchen in die Hände eines Verführers gerieth.

Müller.

Ha, ha, ha tugendhaft? Haben Sie so ein zartes Gewissen? Ich wette die Tugend geht zum Teufel, so bald man's nur recht anzufangen weiß. Der Vater ist ein Geitzhals, giebt nicht viel raus, und das arme Ding will doch gerne Staat machen, so ein kleines Präsentgen, ein neuer Huth, ein neues Kleid, sind Dinge wofür alle Tugenden zu Kreuze ziehen.

Wilhelm.

Sie haben doch nicht schon Versuche auf ihre Tugend gemacht?

Müller.

O ja! es fehlt mir nur an Gelegenheit, der Wille dazu ist da, das Mädchen fürchtet sich

sich nur so teufelmäßig für die Eltern, und man kann sie selten ohne die Mutter treffen.

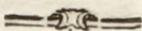
Wilhelm.

Ich kann ohnmöglich glauben daß sich Caroline verführen lasse, wie unschuldig ist sie nicht, ihre reizende Miene, ihr dabey zurückhaltendes Wesen —

Müller.

Ja man kann sehen, daß Sie noch nicht viel mit den weiblichen Verstellungen bekannt sind. Wollen Sie sich so einen Zug mit ihr machen, so müssen Sie kein Geld sparen, müssen oft hingehen, und die erste Gelegenheit wenn Sie mit dem Mädchen allein sind in acht nehmen, ich wette Sie erobern die Festung ohne viele Mühe. Ich habe jetzt eine andere Liebenschaft angefangen, sonst würde ich Sie bey Carolinen schon austechen.

Wilhelm wußte nicht wem er glauben sollte, auf der einen Seite schien es ihm ganz ohnmöglich zu seyn Carolinen verführen zu



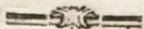
können, auf der andern Seite, schien es ihm aber eben so ohnmöglich, daß Müller etwas behaupten könne, wovon er keine Beweise habe. Indessen je länger er mit ihm umgieng, destomehr wurde er von ihm eingenommen und glaubte alles was er sagte; wegen Carolinen wollte er sich aber doch selbst überzeugen und einen Versuch wagen.

Bineck hörte von verschiedenen, daß Müller nicht der beste Umgang für Wilhelm sey, er untersagte ihm daher alle weitere Bekanntschaft, allein er war schon so sehr hingerissen, daß er seine Gesellschaft nicht mehr entbehren konnte. Vielleicht hätte ihn Bineck noch durch seine Aufmerksamkeit davon abgezogen, wenn er nicht gefährlich krank geworden wäre.

In den ersten Tagen kam Wilhelm nicht von seinem Bette, gab ihm Arzney, pflegte und wartete ihn, und war ängstlich um sein Leben

Leben besorgf. Vineck war über Wilhelms
 Theilnehmung sehr gerührt, und erinnerte
 ihn an seine Collegia die er seinetwegen schon
 in acht Tagen nicht besucht habe; er bat ihn
 nicht so viel zu versäumen, und versicherte
 daß er nun ganz auffer Gefahr wäre; wenn
 du abwesend bist, so kann der Bediente so
 lange bey mir bleiben, sagte er. Wilhelm
 war im Anfange nicht zu überreden, er wollte
 sich durchaus nicht von Vineck trennen, bes
 vor er überzeugt sey daß er ganz auffer Ge
 fahr wäre. Sie sind mir, sagte er, mehr
 wehrt als alle Collegia, und das Wenige
 was ich da versäume, kann ich immer noch
 nachholen. Endlich versicherte der Doktor,
 daß Vinecks Krankheit nun nichts mehr zu
 bedeuten habe, durch dessen Versicherung und
 Vinecks Bitten, wurde er endlich bewogen
 auszugehen.

Er war kaum zwanzig Schritte von sei
 nem Haus weg, so begegnete ihm Müller.



Wo Teufel steckst du denn, war seine Anrede, ich wollte eben zu dir gehn, und sehen ob du tod wärst. Wilhelm erzählte ihm Vinecks Krankheit und gab dieses als Ursache seines Ausbleibens an.

Müller.

Ich wär gern schon lange zu dir gekommen, aber deinen Hofmeister den Kopfhänger kann ich nicht leiden, ich hab dir schon lange sagen wollen. Es gefällt mir gar nicht, daß du dich so nach deinem Hofmeister genierst; laß es ja niemand merken, sonst wirst du ausgelacht. Auf der Universität muß man sein eigner Herr seyn; dies sind die Jahre der Freyheit und des Vergnügens, und die muß man ohne Zwang genießen.

Wilhelm.

Aber bedenke was ich Vinecken alles zu danken habe.

Mülz

Müller.

Zu danken? I der Teufel dafür wird er ja bezahlt, und er lebt ja ohnedem nur von Nebras Gnade.

Wilhelm.

Leb ich nicht eben so gut davon?

Müller.

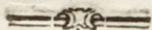
Du und Wineck ist auch ein verfluchter Unterschied, du bist an Kindesstatt aufgenommen, und er ist dir nur zum Lehrer bestimmt. — Aber zum Teufel was hilft all der Schnack, komm wir wollen frühstücken.

Wilhelm.

Nein ich will ins Collegium.

Müller.

O da kannst du ein andermal hingehen — und so nahm er ihn untern Arm, und Wilhelm — gieng mit. Ja so sind die jungen Leute! nichts gründliches nichts reelles ist bey ihnen anzutreffen. Wilhelm hatte Wineck nur vor kurzem noch alles mögliche angelobt, hatte



Hatte auch den Vorsatz alles Gute nicht nur anzugeloben, sondern auch wirklich zu halten; sagte zu dem franken Dineck er wolle ins Collegium gehn, und läßt sich von dem Verföh- rer ins Weinhaus hineinreden. (Denn daß Müller alle mögliche Ueberredungskunst ge- braucht haben mag, läßt sich leicht begreifen.)

Wilhelm dachte, frühstücken kannst du ja erst, und hernach willst du ins Collegium gehn, aber es blieb nicht bey dem Frühstück, unglücklicherweise für ihn war das Weinhaus nicht allein der Sitz des Herrn Bacchus, son- dern auch Madam Venus fehrte zuweilen alda ein. Doch letztere mußte nur zur Hin- tertüre hereinkommen, denn ihre Waare war daselbst Contrebande; allein es ist nur zu gut bekannt wie häufig Contrebandwaaren einkommen, und gebraucht werden.

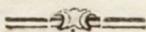
Die erste Flasche war ledig, und da Müller unserm Helden brav zutrank, so wurde er lustig; So gewiß es ist daß der Wein das
Mens

Menschen Herz erfreut, so gewiß ist es auch daß er alle Dinge in der Welt umkehret. So bald er im Ueberfluß genossen wird, so macht er den unschuldigen Jüngling zum verächtlichsten Wollüstling, den rechtschaffenen Mann zum Schurken, mancher zärtliche Gatte ver-
gaß seine liebe Gattin, und warf sich dafür einer Buhlerin im Arm. Zuweilen stiftet er auch was Gutes, aber doch nur selten. Der Geizhals wird freigebig, der Starkkopf nachgebend, der Greiß wird jung, der Arme dünkt sich reich, und der Misantrop wird zum Menschenfreund umgeschaffen. Wilhelm merkte die Wirkung desselben auch schon ziemlich stark, indem die zweite Flasche bis zur Hälfte ausgeleert war; Müller der schon eine größere Portion nöthig hatte um recht lustig zu werden, spielte Billiard.

Jetzt erschienen ein paar artige Kinder, Mädchen der Freude, gemacht die trüben Stunden der Männer, und die heitern ihrer
Weis

Weiber zu verjagen; dienstfertig und artig, gefällig und einnehmend, listig und klug, kurz allerliebste Geschöpfen. Eine davon tanzte auf Wilhelm zu, ermunterte ihn zu trinken, trank selbst, und hüpfte auf seinen Schooß. Sie trillerte ein Liedchen, und trillerte Wilhelm alles Bewußtseyn fort, das Mädchen war so appetitlich, daß sie die Leidenschaften eines raschen Jünglings leicht erwecken konnte. Ihr Gesicht war klein und rund, ein paar große blaue Augen drehten sich wie feurige Kugeln darinnen herum, ein sanftes Roth überzog ihre Wangen, der bey nahe ganz entblößte Busen war voll, und verdrängte immer mehr und mehr das neidische Halstuch. Die zarten Händchen, die kleinen Füßchen, kurz das Mädchen war alles liebt, nur ewig schade, daß ihre Tugend mit ihren äußerlichen Reizen nicht im geringsten harmonirte. Wilhelms Blut das schon durch die Geister des Traubensafts ganz erhigt

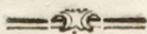
hicht war, brannte jetzt aus allen Adern lichterloh; indessen hatte er noch zu wenig Erfahrung, als daß er etwas unanständiges unternommen hätte. Das Mädchen hielt ihn für einen dummen Teufel, und gieng zu einem andern, der Dinge mit ihr vornahm, die ein Jüngling von 18 Jahren nicht ohne Empörung aller Sinne ansehen konnte. Sein Herz klopfte, er zitterte am ganzen Leibe, und — o daß ichs sagen muß — fand Vergnügen daran. Bilder der Wollust verdrängten alle Sittsamkeit und Tugend, aber noch blieb er unschuldig; nur das Bestreben sich dieses Rahmens so bald als möglich verlustig zu machen war straffällig. Doch verzeiht dem armen Wilhelm, seine Sinne waren berauscht. Eben dieses war auch die Ursache, daß Müller ihn bereden konnte den übrigen Tag weil es schön Wetter sey in seiner Gesellschaft zuzubringen, und um dieses recht solenniter zu thun, so wurde beschlossen, auf das Landshaus



haus R —; welches zwen Stunden vor der Stadt lag, zu fahren. Sie fanden bey ihrer Ankunft schon eine Menge junger Leute da versammelt. Alle waren Bekannte von Müller, und bald auch von Wilhelm. Ihre Unterhaltungen waren munter, ausgelassen, und schlüpfrig, besonders mußten viele Damen der Stadt über ihre Klinge springen. Alles dieses war für Wilhelm neu, aber er fand Behagen daran.

Nach Tische wurde ein Spiel vorgeschlagen, und von allen Musensöhnen ward der Vorschlag approbirt. Wilhelm allein wollte nicht mitspielen, aber Müller besetzte für ihn einige Blätter, die so gut einschlugen daß er in kurzer Zeit ein Duzend Ducaten in der Tasche hatte. Einer seiner Nachbarn verlorh alles und Wilhelm wollte ihm sein gewonnen Geld schenken, allein Müller machte ihm begreiflich, daß es äußerst dumm sey, einem andern sein Geld zu geben, denn es gehöre
zum

zum Ton der großen Welt für Niemand als für sich selbst zu sorgen, und bewies dies dadurch, daß sich keiner von den andern um den Verliebrenden (der sich entfernt hatte) bekümmere, sondern ein jeder ruhig fortspielt. Wilhelm sah nun wohl daß es hier nicht auf gutes Herz ankomme, sondern daß man sich nach der Welt richten müsse. Die Spielgesellschaft gieng aus einander, der gewinnende Theil war zufrieden, und der verliehrende fluchte. Wilhelm und Müller die sich unter erstern befanden, giengen in dem bey dem Landhause gelegenen Garten spazieren, und indem sie in einen der schönen dunkeln Gänge kamen, begegnete ihnen Caroline Grell mit ihrer Mutter. Der Teufel, sagte Müller, da kommt die Grell mit ihrer Mutter, immer muß auch die Alte bey ihr seyn. Nach den gewöhnlichen Complimenten frug Caroline Wilhelm:



Wo sind Sie denn so lange gewesen, Sie haben uns ja recht lange nicht besucht.

Wilhelm.

Die Krankheit des Herrn Bineck hat mich davon abgehalten. Wilhelm der noch immer die Dünste des Weins im Kopf hatte, war sehr gesprächig und frey worüber sich Caroline sehr wunderte, sonst war er in ihrer Gegenwart immer so still und sittsam gewesen. Müller war mit Madam Grell schon ein groß Stück vorausgegangen, so daß sie ihnen ganz aus dem Gesicht kamen: Lassen Sie uns hier ein wenig setzen, sagte Wilhelm, wie können den schönen Gang desto länger genießen. Er ward jetzt noch freyer, stammelte ein Liebesgeständniß heraus, und wagte Carolinen zu küssen, allein er ward hart zurückgewiesen, und da sich Müller mit der Mutter wieder näherte, so unterblieben für diesmal alle weitere Versuche. Man unterhielt sich noch eine Weile, nahm alsdenn

Ab

Abschied und fuhr fort. So bald Wilhelm bey Müller im Wagen saß erzählte er den Auftritt den er mit Carolinen gehabt, daß sie ihn wie er sie hätte küssen wollen zurückgestoßen habe, es müsse, sagte er, doch gewiß ein tugendhaftes Mädchen seyn, wofür er sie gleich Anfangs gehalten hätte. Müller lachte herzlich. Das ist eben die rechte Art, war seine Antwort, sie versteht den bon ton, lauter Schlingen und Lockspeisen junge Leute an sich zu ziehen, die sich so sanftmüthig und unschuldig stellen; ja die sind die rechten! sey nur nicht Pfennigfuchserig, so wirst du sehn wie alles gut geht. Unter diesen Gespräch waren sie in die Stadt angekommen, stiegen bey Müllers Logis aus, und nachdem sie sich eine gute Nacht gewünscht, gieng Wilhelm nach Hause.

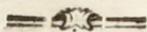


VII.

Während, daß Wilhelm den ganzen Tag herumschwärmte, und sich in Vergnügungen mancherley Art berauschte, wurde Dineck zu Hause sehr schlecht, er schickte nach Wilhelm die ganze Stadt durch, aber an keinem Ort war er anzutreffen, er war seinetwegen in der ängstlichsten Besorgniß. Von Stunde zu Stunde ward es schlimmer, und der Doktor zweifelte, daß er durchkommen werde, er hatte ganz unvermuthet einen Blutsturz bekommen, der ihn so sehr schwächte, daß er nicht sprechen konnte.

Jetzt war es halbzehn Uhr, der Bediente sollte eben einen Geistlichen holen, als ihm Wilhelm auf der Treppe begegnete. Gott im Himmel lieber Herr Frink, eilen Sie wenn Sie Herr Dineck noch am Leben treffen wollen.

wollen. Wie ein Rasender stürzte er zur
 Thüre hinein, und fiel über den schwachen
 Bineck hin: Mein Bineck, mein bester Bi-
 neck, und ein Strom von Thränen rann über
 seine Wangen. Bineck schlug seine Augen
 auf, wollte Wilhelm die Hand reichen aber
 sie war zu schwach. Mit leiser Stimme,
 sagte er, Leb wohl Wilhelm — bald leg ich
 diese zerbrechliche Hütte ab — und mein
 Geist — entschwingt sich dieser Erde — nur
 noch wenige — Augenblicke — erwarte
 ich getrost — — — die Stunde der Aufstei-
 gung — — — ungern verlaß ich dich —
 aber — ich muß — — sey edel und fromm
 — laß dich nicht hinreißen — durch die
 süßen Worte — des Verführers — — halte
 dein Herz rein — — wills Gott — so fin-
 dest du mich — in jenem Leben wieder —
 vergieb mir Allmächtiger — nimm mich —
 zu Gnaden an — — du erbarmst dich ja
 — — aller Geschöpfe — — erbarm dich



auch meiner — — — dir befehl ich — —
meinen Geist — —

Nun war er ein paar Minuten ganz ruhig, fest hielt er Wilhelms Hand in die seine geschlossen, und drückte sie sanft, nun kam auch der Geistliche, aber es war schon zu spät, stärker drückte er Wilhelms Hand, und rief laut — Gott — schon waren seine Augen gebrochen, und nach einigen Verzweiflungen war er todt. Wilhelm war ausser sich, küßte unaufhörlich den todtten Körper, mit Gewalt mußte man ihn wegreißen, und auf sein Zimmer bringen. Er war untröstlich und hielt sich für die Ursache, weil er nicht zu Hause geblieben war.

Indessen verbreitete sich das Gerücht von Winecks Tod, durch die ganze Stadt, und bald bekam es auch Müller zu wissen, er eilte so gleich hin, um ihm dazu zu gratuliren, denn nach seiner Meinung war dies eine große Wohlthat für Wilhelm, daß er seinen Hof

Hofmeister auf eine so gute Art loß geworden sey. Aber Wilhelm war jetzt ganz anders gesinnt, die Wunde war noch zu frisch, denn er hatte Vineck allezeit sehr geliebt. Du, sagte er zu Müllern, du bist daran schuld, hättest du mich nicht verführt, so lebte Vineck noch, und ich hätte ihm eher Hülfe schaffen können.

So wenig ich und meine Leser glauben, daß es möglich sey, jemanden vom Sterben abzuhalten, so ist es doch gewiß daß man immer ruhiger denkt, wenn man selbst bey der Krankheit, und bey allem was dabey zu beobachten ist, zugegen war; und dies würdte Wilhelm jetzt auch gewesen seyn, wär er nicht den ganzen Tag herumgeschwärmmt. Müller verkannte Wilhelms edles Herz, den der Tod seines Lehrers und Freundes so sehr schmerzte, lachte ihn aus, schalt ihn einen Narren und gieng. Nachdem Vineck beerdigt und Wilhelm etwas ruhiger war; schrieb er an Herrn von Nebra folgenden Brief:

§ 4

Mein

Mein zweyter gütigster Vater!

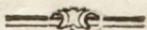
Erwarten Sie keinen ordentlich abgefaßten Brief diesmal, ich bin noch zu sehr bewegt. — Der Freund meiner Seele ist dahin, er ist bey Gott, und ich weine, um den Verlust meines Vinedes. Der brave junge Mann, mein Lehrer, mein Leiter, mein Beschützer. Wo werde ich finden den Mann, der mir diesen Verlust zu ersetzen vermag, wo sind die edlen zur Freundschaft geschaffenen Herzen? Wo sind sie? zwar scheinen viele gut zu seyn, aber sie handeln mit der Larve vor den Augen, legen sie diese ab, so steht der arme betrogene Freund da, weiß nicht was er sagen soll, indessen jener schadenfroh lacht, spottet, triumphiert, und hingehet andre zu betrügen.

O! mein bester Vater, wie so selten ist ächte wahre Freundschaft. Alles ist
jetzt

jetzt dde und wüste um mich, ich suche Zerstreuung, finde sie, aber bald ist sie mir verhaßt. Ich suche Gesellschaft, und fliehe sie augenblicklich; die Einsamkeit denk ich wird dir Lindrung schaffen, aber auch diese wird mir lästig.

So ist mein jetziger Zustand beschaffen. —

Nun noch etwas von Winecks Tode; Ich glaubte er sey auffer aller Gefahr, selbst der Doktor versicherte es, aber ein heftiger Blutsturz, benahm ihm alle Kräfte, er konnte nicht mehr sprechen, ich saß an seinem Bette, hielt seine schon kalte Hand in die meinige geschlossen. Er drückte sie sanft, sah mich an, blickte himmelwärts, und seufzte. Abends nach 10 Uhr sprach er leise, gab mir einige gute Lehren, befohl sich Gott, und war einige Minuten stille. Mit einmal drückte er mich stärker, rief zu Gott, that einige Verzückungen, und — starb.



Trostlos sitze ich nun hier und beweine
den Erblaften, aber lange werde ichs nicht
aushalten.

Melden Sie mir, wie Sie es mit
mir in Zukunft zu halten gedenken. Ich
verbleibe

Ihr

gehorsamster Sohn
Wilhelm Frink.

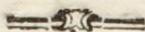
Kurze Zeit darauf erhielt er folgende beyde
Briefe von der Post:

Mein lieber Wilhelm!

Die Nachricht von Winecks Tod, hat
mich sehr erschreckt, sie ist auch für einen
wahren Freund, (und dies war mir Wi-
neck,) in der That schrecklich, ich hätte
nie geglaubt ihn so bald zu verlieren; auch
du mußt seinen Verlust sehr empfinden,
weil dir so ein Mann wie er war, in deis-
nem

nem Studieren unentbehrlich ist. Wenn du in deinem letzten Brief wahr schreibst, so wirst du künftig in der Wahl deiner Freunde behutsam seyn. Dein Umgang mit Müllern gefällt mir nicht, ich hab es schon lange gewußt, aber dir dieserwegen noch nichts schreiben wollen, sondern alles dem verstorbenen Vinedt überlassen. Jetzt aber finde ich für nöthig dich ernstlich dafür zu warnen.

Wenn du mich liebst und mich so gut wie für deinen Vater ansiehst, so wirst du gewiß glauben, daß ichs redlich mit dir meyne. Ich bitte dich daher, reiß dich von Müllers Gesellschaft loß, wenn es noch nicht geschehen ist; du wirst gewiß andre gute Menschen finden, die deiner würdig sind, und mit denen du dich durch anständige Vergnügungen zerstreuen kannst. Es ist allerdings billig daß ein junger Mensch Vergnügen genießt, denn wir
sind



sind ja alle um glücklich zu leben geschaffen; nur den Mißbrauch derselben müssen wir verabscheuen, weil er uns zu allen andern untüchtig macht. Wie mancher Jüngling hat nicht schon seine Gesundheit und zeitliches und ewiges Glück durch den Mißbrauch der Vergnügen untergraben; mit Vergnügen, die er, weil sie Mode waren mitmachte. Man will zeigen daß man Student ist, wagt lieber seine Gesundheit, und handelt zu eigener Schande thöricht.

Das Studieren ist wirklich keine so leichte Sache, wie sich viele vorstellen, will man dabey zu etwas gelangen, so muß man früh anfangen. Unsere Jahre sind wenig, und wenn wir die Zeit noch durch solche schlechte akademische Gesellschaften, und noch schlechtere Vergnügen derselben, durchbringen, so können wir nie zu einer Vollkommenheit in irgend einer Wissenschaft gelangen. —

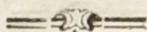
Ich

Ich würde dir noch vieles schreiben können, was diese Materie betrifft, allein ich glaube daß du als ein vernünftiger, und gutgesitteter Mensch, dem Tugend und Religion heilig seyn muß, selbst weißt was zu deinem Besten dient. Sobald die Ferien angehen so erwarte ich dich hier, ich will mich unterdessen bemühen nach einem Mann der dir Winecks Verlust ersetzen soll. Ich schließe mit der Hoffnung, daß du als ein rechtschaffen Kind handeln wirst. Gottes Gnade begleite dich auf deinen Wegen, schütze dich für Ausschweifungen, und segne deine Unternehmungen. Der Geber alles Guten sey dein Beystand, ich befehle dich seiner göttlichen Obhut und bin

Dein

redlicher Vater
von Nebra.

Lieber



Lieber Wilhelm!

Kann dich das Schicksal eines unglücklichen Mädchens rühren, so rette es, rette es von einer grausamen Mutter, die mich ins Unglück stürzen will. Liebste du mich noch, liebste du noch deine Henriette, o! so komm, komm, denn ich brauche Trost und Rettung. Meine Mutter will mit Gewalt, ich soll den alten Baron L... heyrathen, einen Mann von 67 Jahren, der mein Großvater seyn könnte. Alle Vorstellungen die ich ihr dieserwegen machte, waren fruchtlos, alles Bitten und Weinen war vergebens, ich wendete mich an den redlichen Nebra meinen Vetter, aber er konnte nichts ausrichten. Ich sagte, da alles nichts half gerade raus, daß ich den Baron nie heyrathen würde, es möchte auch draus entstehen was da wollte. Meine Mutter ward aufgebracht, und drohte mich ins Kloster zu stecken, gab mir

mir aber noch acht Tage Bedenkzeit. Diese waren vorbey und ich blieb fest bey meinem Vorsatz. „So werd ich weiter keine Umstände mit dir machen“ sagte sie, „du kommst ins Kloster“ Sie verließ mich zornig und seit der Zeit hab ich sie nicht wieder gesehen. Ich wurde auf mein Zimmer eingesperrt, und darf niemanden sehen und sprechen, als den alten ehrlichen Franz.

Gestern wurde mir angekündigt, daß ich mich fertig halten und meine Sachen in Ordnung bringen sollte, denn längstens in 14 Tagen würde ich ins Kloster abgeholt werden. Gott! welch Schrecken durchbebt meine Glieder; ich sank ohnmächtig hin, und der alte Franz hatte Mühe mich ins Leben zurückzurufen, o daß er es doch nicht gekonnt hätte — —

Wilhelm, ins Kloster, von dir, von allen Menschen auf immer getrennt, das
ist

ist schrecklich. Gern will ich mit dir in
Arabiens Wüsteneyen fliehen, und mit dir,
mit dir da glücklich seyn. Mache dich gleich
auf, komm und rette dein Mädchen das dich
so herzlich, so recht herzlich liebt. Aber
komm nicht in die Stadt. Bleib bey Fran-
zens Schwester in P... ihr Nahme ist
Burhartin; durch diese kannst du mir
deine Ankunft melden, wo wir hernach
weiter Maasregeln nehmen können. Hiers-
bey folgt ein Ring wofür du leicht 300
Dukaten bekommen kannst, der Baron
hat mir ihn geschenkt, er ist daher mein,
und jetzt kann er uns viel helfen. Eile
Wilhelm sonst ist dein unglückliches, ewig
unglückliches Mädchen im Kloster, und
unterm Schleyer. Tausend Küsse von

Deiner

Henriette v. Wangenheim.

Da

Da saß er nun hielt den Brief mit beyden Händen, sah stier drauf, glaubte er hätte ein Märchen gelesen, und laß ihn zwey drey mal. Ich will meinen Helden in dieser Verfassung lassen, und den Lesern denen Henriettens Brief unerwartet kommt, einstweilen sagen, daß Wilhelm von der ersten Zeit an, da er auf die Universität kam, Briefe mit ihr wechselte, welches aber so incognito geschah, daß niemand etwas davon erfuhr, ich kann sie daher auch nicht mittheilen, übrigens wird auch einem jeden Leser bekannt seyn, daß sich ein paar Verliebte, eben nicht viel interessantes zu schreiben haben, und so waren auch gewiß Henriettens und Wilhelms Briefe beschaffen, ich wette daß nichts als Liebe, ewige liebe Liebe der Inhalt derselben war.

So bald er aus seiner Betäubung zu sich selbst kam, beschloß er gleich Henrietten zu Hülfe zu eilen, denn er liebte sie sehr. Ich traue auch meinem Helden zu, daß wenn er

R

sie

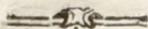
ſie auch nicht geliebt hätte, er ihr doch gewiß aus Antrieb der Menſchheit beygeſtanden haben würde, denn des Jünglings Herz war edel und gut, und konnte nur durch Verführer verderben werden. Noch denſelben Tag machte er ſich fertig; ſeinem Wirth ſagte er, daß er eiligſt verreifen müſſe, bezahlte aber doch alles was er ſchuldig war, im Fall er etwa nicht wiederkommen möchte. Da er noch Geld übrig hatte, ſo behielt er Henriettens Ring, um ihn erſt im Nothfall zu brauchen.

Den andern Morgen kaufte er ſich ein paar Piſtolen mit doppelten Läufen, eine gezogene Büchſe, und einen guten Säbel, er glaubte es könne nichts ſchaden, bey ſo einer Unternehmung Vertheidigungs-Mittel mit ſich zu führen, auch beſchloß er alles nieder zu ſchießen, und nieder zu hauen, was ſich der Rettung ſeiner Henriette widerſetzen würde.

Schon

Schon war es zwey Uhr des Nachmittags als die Postchaise vor der Thüre hielt. Nachdem sein Bedienter alles aufgepackt hatte, so setzte er sich ein, und fuhr fort. Tief versenkt im Nachdenken an Henrietten saß er im Wagen, hörte und sah nichts. Auf beyden Seiten wo er durch Kornfelder fuhr, war der Landmann beschäftigt den Saegen des Herrn einzusammeln, die Felder waren mit Schnittern und Bauernmädchen besetzt, die wechselsweise frohe Lieder sangen, und ohnerachtet ihrer schweren Arbeit, bey Endigung eines Liedes ein wiedererschallendes Luchai! schrien. Für jeden empfindsamen Reisenden, ist gewiß dieser Anblick reizend, aber er muß in einem weniger verliebten Zustand als Wilhelm seyn; denn dieser sah, und hörte nichts.

Er mochte wohl zwey Stunden gefahren seyn, als der Schwager Postillion unter vies



Iem Fluchen stille hielt. Wilhelm erwachte aus seinen Träumereyen, er sah auf und erblickte zwey Personen zu Pferde, die er nicht kannte; auf den Pferden stand der Schaum fingerhoch.

Der eine Fremde.

Gottlob! daß wir einen haben. — (Zu Wilhelm) Herr Müller sind Sie nicht, aber wohl Herr Grink.

Wilhelm.

Der Letztere bin ich — was ist das aber für Art einen Reisenden der gern fort will, hier auf der Straße aufzuhalten.

D. Fremde.

Ja das hilft nichts, Sie müssen umkehren.

Wilhelm.

Ich? umkehren? — Warum?

D. Fremde.

D. Fremde.

Thun Sie nur nicht als ob Sie von gar nichts wüßten, nur keine Flausen gemacht.

Wilhelm. (hitzig)

Was zum Teufel soll ich denn wissen?

D. Fremde.

Sie kennen doch Herr Müllern aus Dresden?

Wilhelm.

Ja,

D. Fremde.

Und wissen auch daß er heute fort ist, vermuthlich nur erst jetzt fort ist?

Wilhelm.

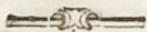
Nein beym Himmel weiß ichs nicht, ich habe mit Müllern in langer Zeit nicht gesprochen.

D. Fremde.

Das mag nun wahr oder nicht wahr seyn, Sie müssen jetzt mit zurück,

R 3

Wil



Wilhelm.

Aber nein, ich will nicht; ich will sehen
wer — —

D. Fremde.

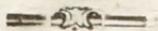
Herr, kehren Sie gutwillig mit um, oder
wir brauchen Gewalt, mit Ihnen werden wir
gar kein Federlesens machen.

Wilhelm.

Und ich auch — (er zog eine Pistole aus
der einen Tasche, die in der Postkaise be-
findlich war, und hielt sie dem Fremden vor
den Kopf,) wenn sie mich nicht augenblicks
lich fahren lassen, so schieß ich Sie auf der
Stelle tod.

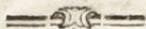
D. Fremde.

Schießen Sie, aber Sie werdens be-
reuen, Sie müssen doch zurück es mag jetzt
oder ein andermal geschehen, und die Sache
wird durch Gewalt die Sie brauchen schlim-
mer, auch machen Sie sich dadurch verdächtig,



et nur erst k uzlich fort seyn müsse, er war ihm auch ein halb Jahr Miethe schuldig. Von da gieng ich aufs Posthaus, um zu erfahren, wenn er fort sey, sie konnten mir da aber keine bestimmte Nachricht geben, denn es waren mehrere Extraposten zu ein und derselben Stunde abgegangen. Ich dachte vielleicht ist er wohl noch in der Stadt versteckt, und war im Begriff zum Rector magnificus zu gehen, als mir Herr P... begegnete, dem ich meine Noth klagte. O! sagte er, sie wissen doch daß Frink mit Müller sehr gut Freund war, dieser ist vor einer halben Stunde ganz in der Stille mit Extrapost zum Thore hinausgefahren, ich hab ihn selbst gesehen; gewiß haben sie die Sache abgeredet, daß Müller etwa auf einem Dorf oder auf der Landstraße seiner erwartet, und mit ihm dann fortreist. Wer weiß ob Frink nicht auch viel schuldig ist? wenn sie geschwind ein Pferd nehmen, so können sie ihn noch ein-

einholen. Ich sprang gleich nach Hause ließ
 mir ein Pferd satteln, nahm einen meiner
 Leute mit, und setzte mit verhängtem Zügel
 nach, bis ich Sie einholte. Haben Sie nun
 keine Schuld und können sich bey dem Rector
 genug legitimiren, so werden sie gleich frey
 seyn; mir müssen Sie es alsdann aber nicht
 übel nehmen, man sucht bey solchen Gele-
 genheiten immer sein möglichstes zu thun.
 Sie können nicht glauben wie oft ich schon
 von Studenten betrogen worden bin, mein
 Vieh will fressen, das Futter ist theuer, bald
 ist dies und jenes am Geschirr oder Wagen
 entzwey, und ich bekomme keinen Groschen
 geborgt, muß alles mit baarem Geld be-
 zahlen, wo soll ich's denn hernehmen? Freis-
 lich sollte man nicht borgen; klagt man so
 heißt's, warum habt ihr geborgt, und be-
 kommt nichts; borgt man nicht, so verdient
 man gar nichts, Pferde und Wagen bleiben
 stehen, indessen andere genug zu thun haben.



Der Student hat freylich nicht immer Geld, wenn er aber nur denn bezahlt wenn er welches bekommt. Müller hat mir ein paarmal richtig bezahlt, warum sollte ich ihm nicht wieder borgen. Ich hielt ihn für einen ehrlichen Menschen, und er war es auch gewiß wenn er nicht verführt worden wäre, aber auf die Zeit ward er so lüderlich, spielte viel, und wie's denn hernach so geht.

Erstaunt hatte Wilhelm zugehört, und bedauerte den armen Lohnkutscher, versicherte ihm aber, daß er Müllern nie von dieser schlechten Seite gekannt habe. Mittlerweile waren sie bis an das äußerste Thor der Stadt gekommen, der Lohnkutscher war höflich genug hier auszustiegen, und da er eine sehr gute Meynung von Wilhelm gefaßt zu haben schien, so ließ er ihn allein nach der Stadt fahren, und sagte er wolle gleich nachkommen, er hielt auch Wort, denn kaum war
Wil-

Wilhelm aus dem Wagen, so war der Mann auch schon da. Beyde giengen nun zum Rector wo der Lohnkutscher seine Klage und den Verdacht auf Wilhelm vorbrachte. Der Rector war ein sehr guter menschenfreundlicher Mann, der gern allen helfen wollte, wenn es nur einigermaßen in seinem Vermögen stand.

Der Rector (zum Lohnkutscher)

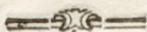
Weiß er aber wohl mein lieber Mann, wie die Gesetze sind? es soll keinen Studenten über 10 Thlr. geborgt werden er ist selbst straffällig, und muß zufrieden seyn, wenn er mit dem Verlust seiner 30 Thlr. wegkommt.

Der Lohnkutscher.

Aber Ihre Magnificenz, wenn man nicht borgt verdient man gar nichts.

D. Rector.

Ja ich weiß es wohl, aber ich kann es nicht ändern. (Zu Wilhelm) Ist es wahr Herr



Herr Frink, wie dieser Mann sagt daß Sie
Müllern gekannt haben.

Wilhelm.

Ja.

Rector.

Wissen Sie um seine Flucht, oder haben
Sie ihm mit dazu verholfen, weil Sie zu ein
und eben derselben Zeit in aller Stille abge-
reist sind?

Wilhelm.

Nein ich weiß von gar nichts, denn ich
habe ihn seit dem Tode meines Freundes und
Lehrers Winecks —

Rector.

War das ihr Lehrer?

Wilhelm.

Ihnen aufzuwarten.

Rector.

Rector.

Ja, wenn Sie so einen braven Mann zum Lehrer gehabt haben, so ist es ohnmöglich daß Sie mit Müllern in so einer Verbindung gestanden haben sollen. Sie können in Gottes Nahmen reisen.

Wilhelm.

Ich danke Ihre Magnificenz für ihr gü-
tiges Zutrauen, allein ich will mich noch mehr
legitimiren. Wie ich hieher kam, traf ich
Müllern in einem Collegio; da ich ihn schon
von Dresden aus kannte, so suchte ich diese
Bekanntschaft auch hier fortzusetzen; es wurde
mir aber von Vineck und andern für ihn ge-
warnt, und unsere Zusammenkünfte waren
feltner, bis er mich endlich den Tag darnach
wie Vineck gestorben war sehr beleidigte, und
seit der Zeit hab ich ihn nicht wieder gesehen.
Vor ein paar Tage bekam ich Briefe von
meinem Pflegevater von Nebra —

Rector.

Rector.

Wie? der vortrefliche Nebra ist Jhre Pflegevater? Er ist auch mein Freund in J... gewesen.

Wilhelm.

— welcher mir gleich nach Hause zu kommen befahl. Da ich nun nach den Ferien wiederzukommen hoffe, so hab ich nicht für nöthig gefunden, von allen Leuten Abschied zu nehmen, da ohnedem meine Reise pressirte. Glauben Sie nun noch daß ich an den Müllerschen Betrügereyen Antheil habe, so will ich so lange Caution stellen bis die Sache ganz untersucht ist.

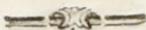
Rector.

Reisen Sie in Gottesnahmen lieber Herr Feinf; (zum Lohnkutscher) und er mein lieber Mann, leihe er ein andermal nicht so viel an solche Leute, ich will sehen, daß ich ihn

Ihn diesmal zu seinem Gelde verhelfen kann. Ich will dieserwegen an Müllers Vater schreiben, er wird ja hoff ich, das Geld bezahlen.

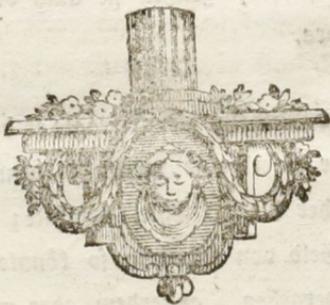
Der Mann gieng traurig fort. (Zu Wilhelm) Es ist mir lieb daß ich in Sie einen jungen braven Mann gefunden habe; kommen Sie wieder zurück, so besuchen sie mich, und seyn meiner fernern Freundschaft versichert, grüßen sie auch den redlichen Nebra.

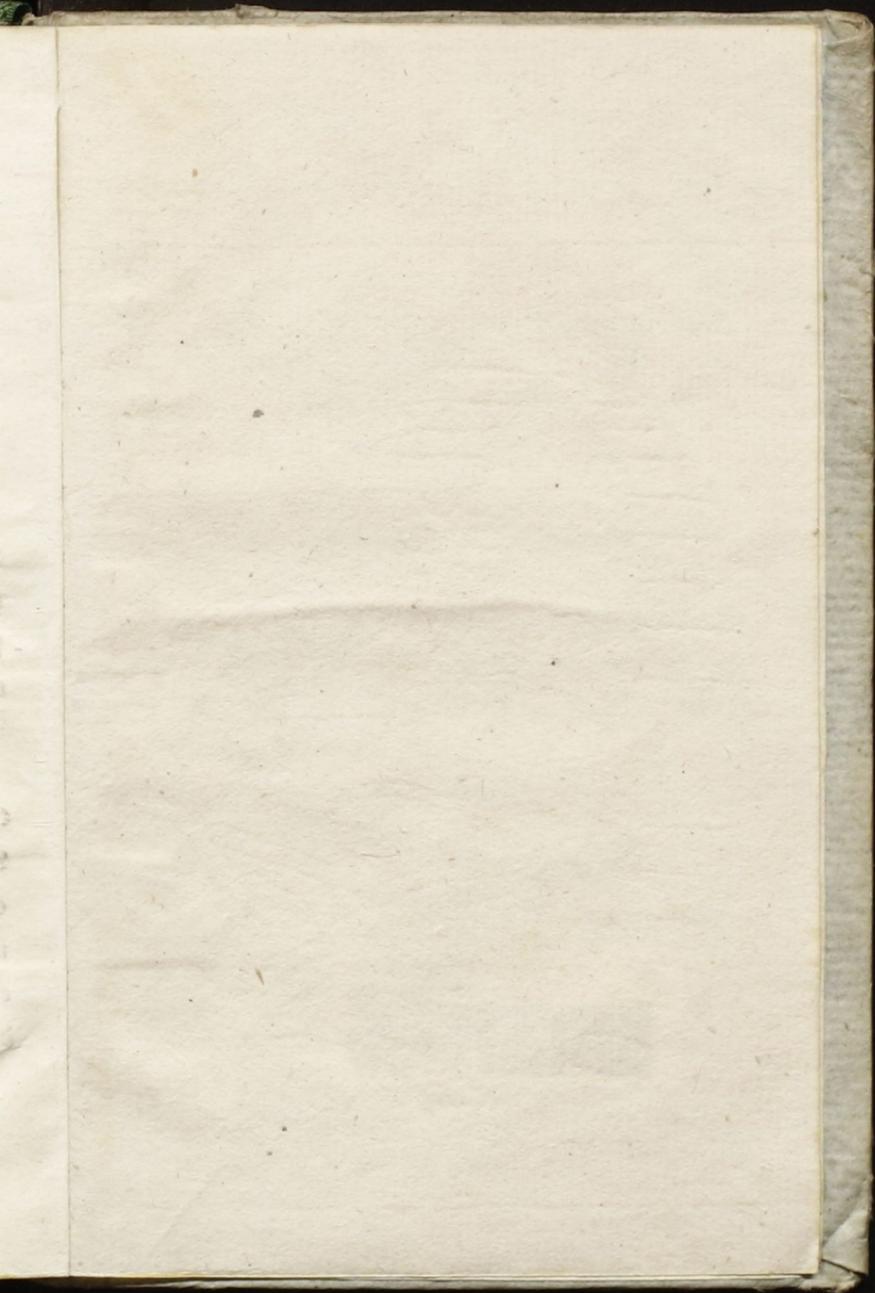
Bevor Wilhelm gieng, fragte er den Rektor ob er es erlaubte, wenn er dem armen Lohnkutscher die 30 Thlr. bezahlte; bekam er das Geld von Müllern so könnte er es ihm wiedergeben, ausserdem aber wolle er es ihm schenken. Ich höre von Sie, sagte der Rektor, ganz auch die Sprache des edlen
Mens



Menschenfreundes, wie Nebra ist, und Bineck war; werden Sie so wie diese beyde, so sind Sie gewiß glücklich. Er nahm das Geld und versprach dem Lohnkutscher zu schicken. Nun empfahl sich Wilhelm, und reiste zum zweytenmal nach P... ab.

Ende des ersten Abschnitts.





Goe 1754(1)

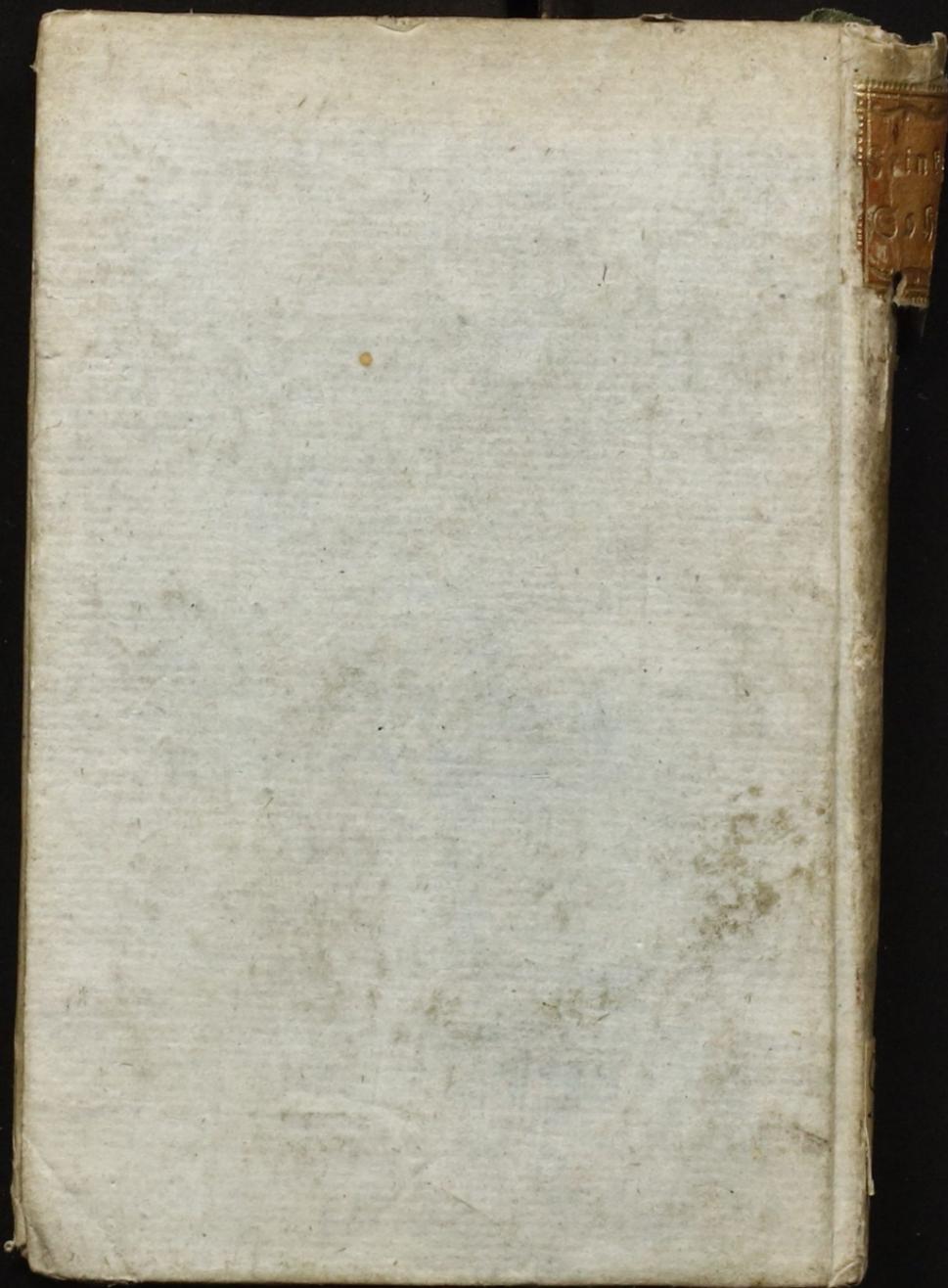
VD 18

ULB Halle

007 548 192

3





Goe 1754 (1)

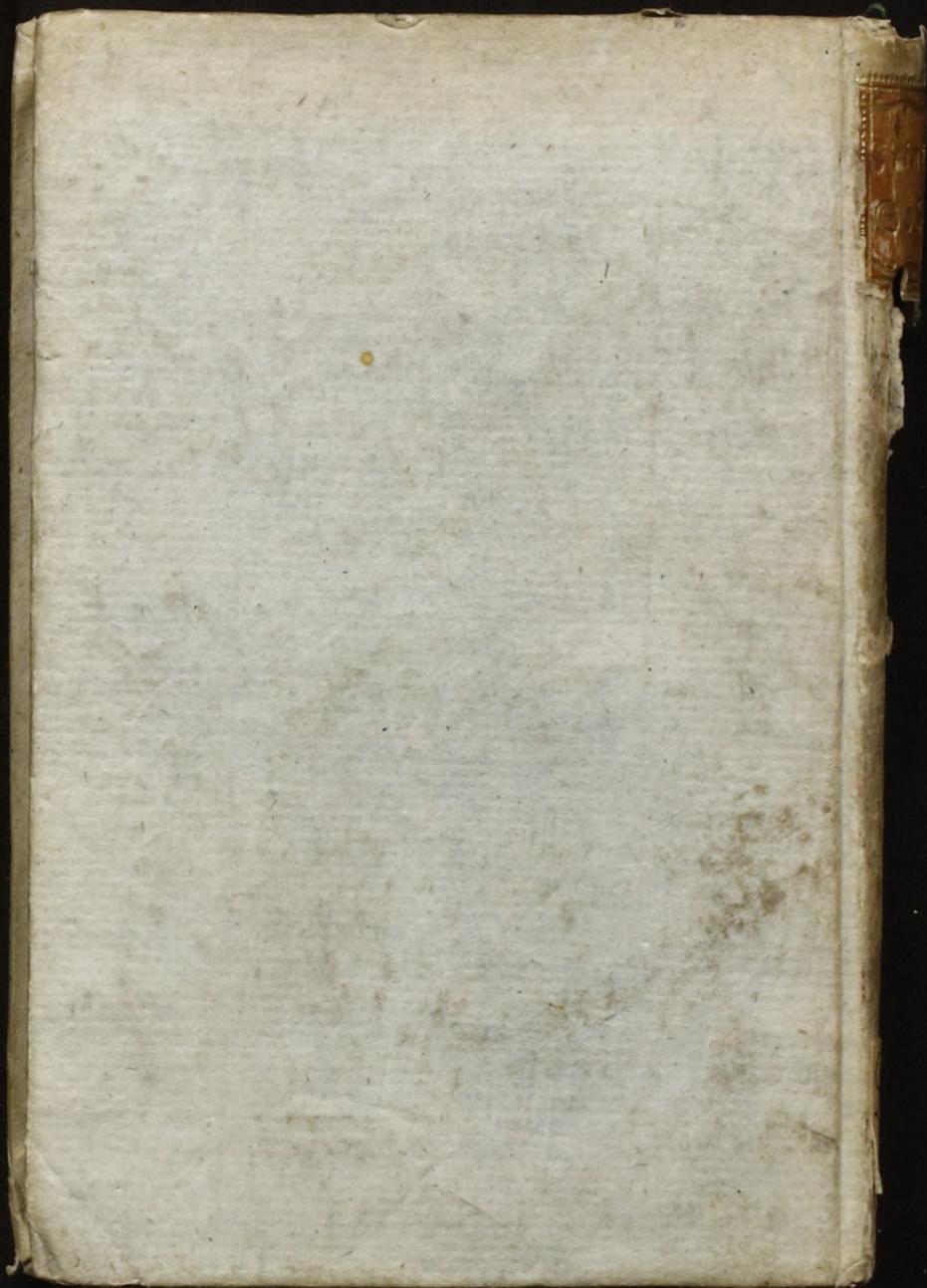
VD 18

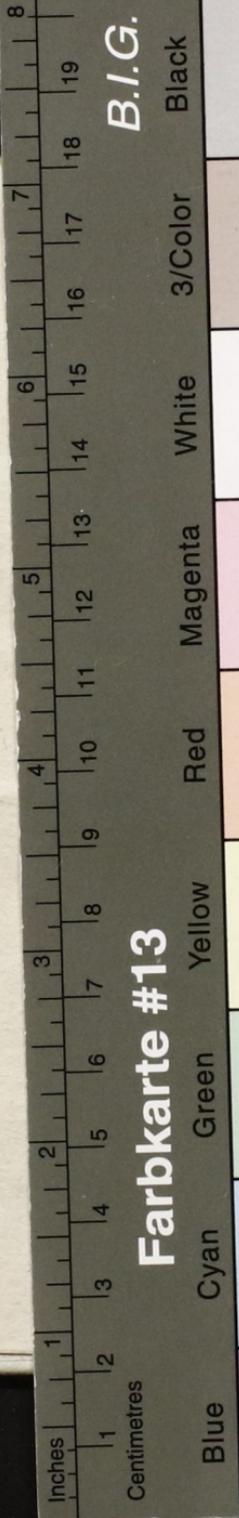
ULB Halle

3

007 548 192







B.I.G.

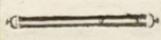
Farbkarte #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

... f s S o h n.

e Geschichte.

...ulachra videre
...mille hominum, facile est: sed rarus
...no. ubique



...hagen und Leipzig.
...l Rrögen. 1788.

